Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 1. Dezember 1934 Nummer 23

Inhalt

Schwere Adventszeit . . . . . Martin Rade

Zweiter Advent . . . . . Johannes Heinzelmann

Ludwig Richter und Wilhelm von Kügelgen (Erstes Stück) . . . . . Walther Hoffmann

Alte und neue Not des Konfirmandenunterrichts . Hermann Mulert

Ein Brief aus Amerika (Tillich gegen Hirsch) . . . . . .

Die Welt der Wunder . . . . . Emma Müllenhoff

Wirtschaft zwischen den Zeiten . . . . . Karl Jadziewski

Bilanz der deutschen Kulturfähigkeit? . . . . . Otto Hubele

Wilhelm Roschers Staatslehre . . . . . Wilhelm Bornemann

Rumpelstilzchen . . . . . Karl Hemprich

Ausklang des Naturalismus . . . . . Paul Jaeger

Vom kirchlichen Leben unserer niederländischen Nachbarn . . . . . Hermann Mulert

Blick in die Welt

Bücher und Schriften - Chronik - Versammlungskalender - Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Neuerscheinung

Dr. Max Jaeger
(Hamburg)

Die Lebensgesetze Gottes im Volkstum

(Schriften zur Philosophie des Ungegebenen)

Broschiert RM 2.80

Inhalt: Vorwort / Einleitung / Volk und Religion / Der Führer und der Erlöser / Das Leben Jesu und die moderne Mystik / Die göttlichen Lebensgesetze.

Die Schrift will an der Weiterführung der mit dem Protestantismus begonnenen religiösen Reformation arbeiten; die Erkenntnis der Offenbarung Gottes in der Seele des Menschen soll in unserer Zeit völkischer Erneuerung ihre Vollendung finden. Die Einsicht in die göttlichen Lebensgesetze im Volkstum führt uns zu einem neuen Erlebnis religiöser Lebenskraft, mit dessen Hilfe wir die schwierigen Gegenwartsprobleme der Religion überwinden können.

Junker & Dünnhaupt Verlag / Berlin

Ein umfassendes, nicht nur auf Sachkenntnis gestütztes, sondern von leidenschaftlicher Nüchternheit getragenes historisches Gemälde der jüngsten Vergangenheit, das der Größe dieser Zeit gerecht wird.
Münchner Neueste Nachrichten

Hermann Stegemann
Weltwende

Der Kampf um die Zukunft und Deutschlands Gestaltwandel

16.–20. Tausend. In Leinen gebunden RM. 7.50

Inhalt: Die Kontinente im Kampf / Europa im Zeichen des Okzidents / Der Gestaltwandel Deutschlands / Europa und der Osten

Dieses Werk ist außenpolitisch für uns von großer Bedeutung. Wiederum eine Freundestat, die uns helfen kann! Das Buch verdient ein ernstes Studium, und wir Deutsche können es mit Dank in die Hand nehmen. Es ist geeignet, den Glauben an Deutschland in der uns feindlichen Welt zu verbreiten. Kölnische Zeitung

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart u. Berlin

DER ECKART-KREIS
Stimme und Gespräch

Soeben erschienen:

Band 11: Welt im Haus

Deutsche Ehe- und Elternbriefe. Herausgegeben von Anne und Hermann Hass; gebunden RM 2.—

Die in diesem Buche vereinigten Briefe, von Matthias Claudius bis in die Gegenwart reichend, haben ihr Gemeinsames darin, daß sie alle, im Glück wie im Unglück, von der Familie als einer Kraftquelle des Menschen zeugen.

Band 12: Preußischer Choral

Deutscher Soldatenglaube in drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Kurt Ihlenfeld mit Bildern von Adolf Menzel; gebunden RM 2.—

Die vorliegende Sammlung hat es sich zur Aufgabe gesetzt, die Linie der Soldatenfrömmigkeit von der Zeit des Großen Kurfürsten an bis zum Feldmarschall des Weltkrieges deutlich zu machen.

Band 13: Wir gehn dahin

Ein Trostbuch. Herausgegeben v. Kurt Ihlenfeld; geb. RM 1.—

Dieses Buch will denen, die durch den Verlust eines Angehörigen in ihrem Innersten getroffen sind, helfen, ihr Leben neu zu gestalten und mit Zuversicht an der eigenen Zukunft zu wirken. Ein starker Atem der Lebensgläubigkeit durchzieht die Beiträge.

Band 14: Der Augenblick

Erzählungen von Otto Brües, Otto Gmelin, Friede H. Kraze, Axel Lübbe, Agnes Miegel, Bruno Nelissen Haken; gebunden RM. 1.—

Wie über das Leben eines Menschen in einem einzigen Augenblick entschieden wird, der ihn hierhin oder dorthin zwingt, das gibt den Erzählungen dieses Buches den gemeinsamen Charakter

Band 16: Klara Hofer, Die hellste Nacht

Drei Novellen; gebunden RM 1.60

Mit heimlicher und keineswegs gesuchter Notwendigkeit führt das Schicksal in der Weihnachtsnacht Menschen aus Not und Unglück zu entscheidender Begegnung, über der das verheißende Licht der Welterlösung glänzt.

Band 17: Rudolf Alexander Schröder, Ein Weihnachtslied. Gebunden RM 1.—

Der Dichter, dessen Werk um das Geheimnis Gottes kreist, läßt in seinen Weihnachtsgedichten die Offenbarung erstehen in aller Einfalt der Form und zugleich mit einer Innigkeit, die ihnen die Herzen der Leser gewinnen wird.

ECKART-VERLAG • BERLIN-STEGLITZ

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 23 — Gotha, 1. Dezember 1934 — 48. Jahrgang

Inhalt: Schwere Adventszeit [Sp. 1061] — Zweiter Advent [Sp. 1063] — Ludwig Richter und Wilhelm von Kügelgen [Sp. 1063] — Alte und neue Not des Konfirmandenunterrichts [Sp. 1068] — Ein Brief aus Amerika [Sp. 1071] — Die Welt der Wunder [Sp. 1073] — Wirtschaft zwischen den Zeiten [Sp. 1079] — Bilanz der deutschen Kulturfähigkeit [Sp. 1081] — Wilhelm Roschers Staatslehre [Sp. 1086] — Rumpelstilzchen [Sp. 1087] — Ausklang des Naturalismus [Sp. 1089] — Blick in die Welt [Sp. 1091] — Vom kirchlichen Leben unserer niederländischen Nachbarn [Sp. 1096] — Bücher und Schriften: Vorgeschichte von Deutschland (Schuchhardt); Mönche und Strauchritter (David-Neel); Zwischen Kaiser und Papst (Stickelberger); Der falsche und der wahre Zwingli (Waldburger); Lazarus Spengler und die Reformation in Nürnberg (von Schubert); Luthers Käthe (Hesselbacher); Anna Schlatter und ihre Kinder (Rinck); Die evangelische Bewegung in Oesterreich (von der Heydt); Marie Hesse (Gundert); Walter Flex (Banzhof); Johann Sebastian Bach (Stein); Dora Rappard (Katterfeld); Ein Christ erlebt die Probleme der Welt (Gedat); Der Ruf der Zeit (Roos); Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo (Wittig); Zwiegespräche (Huch); „Gott weiß, warum"; Gottes Wort bei uns Deutschen (Rust); Die Ewigkeit des Volkes (Kern); Heilkraft und Schöpfung (Hellpach); Charakter, Leiden und Heilung (Künkel); Kreuz und Reich (Asmussen); Deutsches Christentum (Schneider); Wie ich meinen Kindern die Geschichten von Jesus erzähle (Alberti); Leuchter von oben (Hajek); Grundlagen künstlerischer Erziehung (Natorp); An Allem wachsen (Merian); Deutsches Weihnachtsbuch (Goos); Arietta (Ziemendorf); Die Familie Pfäffling (Sapper); Werden und Wachsen (Sapper); Marli (Menken); Jüngferle (Batzer); Von Blumen, Bäumen und fröhlichen Gesellen (Lotz); Bauernballade (Nelissen-Haken); Nach Jahr und Tag (Hamsun); Simon Haenhuysen (Rijnsdorp); Ein Herz im Lärm der Welt (Dauthendey); Die Majorin (Wiechert); Der Marienkäfer (Lawrence); Der Zigeuner und die Jungfrau (Lawrence); Fahrt durchs Land um Liebe und Gott (Funk); Die Dose der Frau Mutter (Truog-Saluz); Das Blaue Haus (Christaller); Silkes zweite Heimat (Müllenhoff); Im Nußbaumgut (Schedler); Sächsische Königsschlösser (Zerkaulen); Unser Ostpreußen (Wittschell); Der General (Schaeffer); Deutsches Kinderleben (Reichenau); Verschiedene Kalender für 1935; Liturgische Blätter [Sp. 1097] — Chronik [Sp. 1107] — Verschiedenes: Deutsche Evangelische Kirche; Weihnachten in Bethel [Sp. 1111] — Anzeigen.

Schwere Adventszeit

... und Er schlief. Matth. 8, 24

Für den Christen ist immer Adventszeit. Denn für ihn ist Jesus gekommen, ein für allemal. Er soll nicht „eines Andern warten". Das unterscheidet ihn von dem messiasgläubigen Juden, der die ganze Energie seiner Hoffnung auf die Zukunft richtet. Zukunft — ja, an die denken auch wir Christen, doch sie ist in Eins geschaut mit einer seligen Vergangenheit und Gegenwart, die uns in Advent und Weihnacht immer wieder so recht lebendig wird.

Aber diese Adventszeit ist schwer. Man hat ja schon harte Advents- und Weihnachtszeiten erlebt. In den Kriegsjahren zum Beispiel, und auch darnach. Aber heute geht's an Glauben und Kirche selber. Nicht nur ans Gemüt, sondern an Wahrheit und Gewissen. Ist's uns zumute zum Festefeiern? Weihnachten als Fest?

Ich muß an Jesus im Sturm denken. Das Schiff wankt, es ist in großer Gefahr. Und Er schläft. — Das Geheimnis seines festen Schlafs deckt er den Jüngern auf, da sie in ihrer Angst ihn wecken: „Warum seid ihr so furchtsam? Wo ist euer Glaube?" — Er wußte, daß ihm nicht bestimmt war, den Schiffertod im See zu sterben. Er lag in des Vaters Arm. Sein Schlaf war sein Glaube. Und sein Erwachen und Wachen auch. Da ward eine große Stille.

Das erleben die Jünger. Warum wir nicht? Warum läßt er sich nicht von uns wecken und bedräut Sturm und Wogen, daß es auch bei uns stille wird? Soll es uns gehn wie den Baalsdienern, die sich von Elia mußten höhnen lassen: „Ruft lauter! Er schläft vielleicht, — daß er aufwache!" Und sie schrien zu ihrem Gott von Morgen bis an den Mittag und auch noch den Nachmittag, aber da war keine Stimme noch Antwort.

Schläft Jesus? Oder will er sich aufs neue kreuzigen lassen? Vernimmt er denn nicht, wie sie wieder seiner spotten: „Andern hat er geholfen, und kann ihm selber nicht helfen"? Denn seine Sache ist's doch, um die es geht, und nicht unsre. Wir haben's nicht begonnen. Wir können's nicht schaffen. Er muß es tun.

Die Lage ist fast unerträglich. Man soll schon sein Kreuz tragen, will es auch, kann es auch. Aber ist das ein Kreuz, ein von Gott gesandtes Leid? — Schon mehr ein Krieg mit dämonischen Mächten.

Wie oft und gern habe ich mich aus all dem Lärm an diesen Ort zurückgezogen. Habe von politischen und kirchenpolitischen Nöten geschwiegen und von ganz Anderem geredet, vielleicht Manchem wie allzu teilnahmslos. Aber es muß auch in solchem Blatte einen Ort geben, wo Jedermann spüren mag, daß wir auch durch solche Zeit ruhig und unbeirrt unsern Weg gehen; daß für uns jeder Tag wohl seine eigne Plage, aber auch seinen Sonnenschein hat. So sind wir sonst in die Weihnachtszeit hineingegangen. Aber heute dürfen wir das nicht — als ob alles in Ordnung wäre, wir brauchten nur zu singen „Stille Nacht, heilige Nacht".

Wo der Schaden sitzt, wo die größte Gefahr droht, ist menschlichem Ermessen gar nicht so einfach zu sagen. Viele wissen ja überhaupt nichts von dem, was vorgeht, Viele hören etwas davon, vernehmen es aber nicht. Viele vernehmen genug, aber verstehen es nicht. Die auf ihre Weise ein Verständnis haben, sind widereinander. Vom Leichtsinn bis zum Fanatismus, die ganze Skala. Christus ist zerrennt. Und die zum Frieden reden — ja sieht das nach einem wirklichen, von Gott bescherten Frieden aus? Sagen Friede! Friede! und ist doch kein Friede. Ich kann die Anzeichen eines redlichen Friedensschlusses noch nicht wahrnehmen. Und wie soll er auch möglich sein, wo keine offene Zwiesprache stattfindet? Wo nur irgendwo bei verschlossenen Türen verhandelt wird? Unter unmöglichen Bedingungen? Alles in Dunkel gehüllt. Wo, um auf Gesagtes zurückzugreifen, die Allermeisten gar nicht wissen, was vorgeht und worum es geht. So etwas in unsrer evangelischen Kirche mit ihrer „christlichen Freiheit" und ihrem „königlichen Priestertum der Gläubigen"?

„Und Er schlief." Um zur rechten Zeit zu erwachen. Wir sollen einmal scheitern in unserm Kleinglauben, damit wir seines Daseins um so fröhlicher inne werden. Und wenn unser Schiff schon mehr ein Wrack wäre: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan." Und wenn die lieben Weihnachtslieder uns jetzt

nicht recht aus der Seele wollen, nicht einmal „Wie soll ich dich empfangen“ — es gibt ja noch Andres zu beten und zu singen:

„Ach reiß, o Herr, den Himmel bald entzwei
Und komm herab zur Hilf' und mach uns frei!“

R

Zweiter Advent

Der Himmel und die Erde mag vergehn —
In Ewigkeit bleibt Gottes Wort bestehn.
In Ewigkeit umkreist das Erdenrund
Die Botschaft von des Höchsten Friedensbund. J. H.

Ludwig Richter und Wilhelm von Kügelgen

Mit bisher ungedruckten Briefen Richters an Kügelgen

1

Es ist doch etwas Wunderbares oft um das Sichfinden zweier gleichgestimmter, wahrhaft kongenialer Persönlichkeiten.

Da wuchsen nun in Dresden zwei Buben auf, die in ihrem Alter nur zehn Monate auseinander waren. Aber von ihrer Kindheit gilt das Dichterwort:

Sie konnten zusammen nicht kommen,
das Wasser war viel zu tief.

Die Elbe trennte sie voneinander. Und auch die solide Augustusbrücke, die doch beide Ufer verband, konnte daran nichts ändern. Es gab wirklich keine Verbindung zwischen dem vornehmen v. Kügelgenschen Haus an der Hauptstraße der Neustadt, in dem unter anderen erlauchten Persönlichkeiten auch Goethe ein- und ausgegangen ist, und jenem dritten Stockwerk in der Großen Schießgasse der Altstadt, wo der bescheidene Kupferstecher, obzwar auch Professor, Carl August Richter hauste, und wo außer dem alten, abgelebten Radierer Adrian Zingg nur die Kalendermännchen der benachbarten Kleinstädte sich einfanden, um dem Professor ihre mehr als dürftigen Aufträge zu erteilen.

In der Dresdner Kunstakademie sind die beiden jungen Künstler Ludwig Richter und Wilhelm von Kügelgen wahrscheinlich einander begegnet. Aber es ist bezeichnend, daß in ihren so berühmt gewordenen Jugenderinnerungen keiner von Beiden des Anderen auch nur mit einer Silbe erwähnt. Wären sie einander schon damals nähergetreten, so hätte Richter die entsetzliche Ermordung von Kügelgens Vater 1820, die ganz Dresden erschütterte, sicherlich nicht verschwiegen.

Es ging eben, wie es manchmal auf dieser Erde geht. In weiter Ferne, in Rom, sollten diese beiden Herzbrüder erst einander finden. Richter war schon fast am Ende seiner Wanderjahre in Rom, als v. Kügelgen im Herbst 1825 dort auf der Bildfläche erschien. Die äußere Verbindung wurde dadurch hergestellt, daß Kügelgen seinem Landsmann Briefe von Eltern und Geschwistern mitbrachte. Richter, der einen starken Instinkt hatte für die ihm seelenverwandten Menschen und darin bei aller seiner Bescheidenheit eine große Aktivität entwickelte, ging nun oft nach der Arbeit zu dem vornehmen Landsmann, der nicht weit von ihm wohnte. Und an diesen Abenden wurde die Freundschaft fürs Leben geschlossen. In seinen Lebenserinnerungen schreibt Richter aus jenen römischen Tagen: „Kügelgen war eine höchst liebenswerte Persönlichkeit; seine treuen Augen, aus denen Wahrhaftigkeit und Herzensgüte blickten, sein anziehendes, stets mit humoristischen Brocken gewürztes Gespräch gewann ihm die Herzen.“ Dabei stellte sich heraus, daß Kügelgen sich weder in das italienische Leben, noch in die italienische Natur finden konnte, hingegen als treuer Schüler seines Vaters noch für den Klassizismus schwärmte. In diesem allem stand Richter ganz anders. Aber die Folge dieser Gegensätze waren nur die „eifrigsten Kontroversen“. Und diese vermochten durchaus nicht, sie einander zu entfremden. Denn ihre Freundschaft hatte ihren Grund in den „tiefsten und heiligsten Ueberzeugungen des Herzens“.

Auf seiner Heimreise stand Richter eines Morgens in aller Frühe auf dem Schaugerüst des Rigi, versunken in den Anblick des Sonnenaufgangs. Ein Fremder stellte sich neben ihn, auf gleiche Art beschäftigt. Als sie einander ansichtig wurden, da war der Andere — Kügelgen. „Das war ein neuer Sonnenaufgang!“ schreibt Richter. Und sie verabredeten „beim warmen Kaffee“ eine gemeinsame Wanderung bis Stuttgart. „Das gab nun während einiger Wochen das schönste, innigste Zusammenleben, und unser Freundschaftsbund bekam jetzt die rechte Festigkeit für das ganze Leben.“ In der Nähe von Tübingen hat Richter seinen Freund, im Walde zeichnend und mit unvermeidlichen Tabakspfeife im Munde, gezeichnet. (Diese Tabakspfeife ist wahrscheinlich Kügelgens Verhängnis geworden. Das Tabakrauchen hat dem halben Knaben schon der Pfarrer Roller in Lausa beigebracht. Sein späteres Asthma mit Lungenschwund, das seinen Tod herbeiführte, mag hierin seine erste Ursache haben.)

Ueber die weiteren Begegnungen der Freunde nach ihrer Heimkehr weiß Richter nur noch an einer Stelle seiner Lebenserinnerungen zu berichten, als ihn Kügelgen 1832 bei dem ebengenannten Lausaer Pfarreroriginal einführte. Häufiger kommt Richter in den Briefen und Tagebüchern Kügelgens vor, die unter dem Titel „Zwischen Jugend und Reife des Alten Mannes 1820 und 1840“ (Leipzig, K. F. Koehler, 1925) und weiterhin in „Briefen an seinen Bruder Gerhard 1840—1867“ (Leipzig 1923) erschienen sind. Unmittelbare Briefe des einen an den andern sind bisher vier von Richter und drei von Kügelgen bekanntgeworden. Solche Briefe sind ja die einzigen Zeugnisse, in denen wir die Menschen der Vergangenheit wirklich zueinander reden hören. Da ist es nun ein glücklicher Fund, daß soeben fünf Briefe Richters an Kügelgen in meinen Besitz gekommen sind. Diese Briefe ergänzen in sehr erwünschter Weise, was wir bisher über den Verkehr der beiden Freunde wußten.

Der Tag des Wiedersehens in Dresden war der 20. November 1826, Kügelgens Geburtstag, an dem Nachmittags Richter „im höchsten Staat“ bei ihm erschien, um zu gratulieren, woraus ein langer Kaffeeschwatz wurde, vor allem in der Erinnerung an Kügelgens vorjährigen, gemeinsam verlebten Geburtstag in Rom, als der Deckel seiner Reisekiste zum Feuern verwendet und die Frage erörtert wurde, „wie man in der Kunst heilige Gegenstände behandeln müsse“. Im folgenden Februar sammelte sich bei Kügelgen wie von selber ein kleiner Bibelkreis. Keiner war von Kügelgen gerufen, Einer brachte den Anderen mit, und Richter war auch wieder zur Stelle. Dieses Vierteljahr bis zum Mai, als Kügelgen Dresden verließ und in Bremen Julie Krummacher heiratete, war die einzige kurze Zeit, in der nach der Heimkehr ein regelmäßiger Verkehr zwischen den beiden Freunden bestanden haben mag.

Als Kügelgen im Herbst 1829 nach Dresden zurückkehrte, lebte Richter, der unterdessen ebenfalls geheiratet hatte, bereits in Meißen als Zeichenlehrer an der Porzellanmanufaktur. 1830 siedelte Kügelgen nach dem nahen Hermsdorf über, wo er im Schloß bei der Familie von Heynitz mit den Seinigen eine Wohnung bezog und ungestört malen konnte. Im August 1833 verschwand er endgültig aus Richters Nähe nach Ballenstedt als Hofmaler des Herzogs. Zwischen 1830 und 1833 haben sich nun die Freunde hin und wieder besucht, obwohl es immer „eine kleine Reise“ war. In jener Zeit schreibt Kügelgen einmal von Richter: „Er ist ein herrlicher Mensch, der durch ungeheures Kreuz in allen seinen Ansichten sehr geläutert und warm in der Liebe zu seinem Gott geworden ist. Wir sind enge Freunde geworden.“ Von seinem vielen Kranksein in Meißen berichtet ja auch Richter in seinen Erinnerungen. Bei Kügelgen erfahren wir, daß der Sommer 1831 für Richter besonders schlimm gewesen sein muß, so daß er einige Monate lang nicht arbeiten konnte. Es war dabei auch sein Gemüt stark in Mitleidenschaft gezogen. Er „bildete sich ein, das öde Leben in Meißen ohne christliche Gemeinschaft nicht länger aushalten zu können, und fühlte

sich sehr unglücklich und gedrückt". Seit dem Herbst war dann der Druck wieder einmal von ihm gewichen. Aber dies war nicht das einzige „Kreuz". Es scheint ihm damals auch von Dresden aus Bitteres widerfahren zu sein.

2

In diese Zeit fällt der erste uns erhaltene Brief vom 10. Januar 1832. Er lautet:

Lieber theurer Freund, Dein Brief war mir ein Stücklein Manna in der Wüste, deshalb segne Dich der Herr dafür, daß Du Dein Brod mit den Hungrigen theilst. — Man merkt Dir's recht an, daß Dein Kreuz Dir gesegnet ist, Du könntest sonst wohl nicht Dein Haupt so fröhlich aufheben. Wie schön ist's doch, daß den Gottseligen alles zum Besten dienen muß in diesem armen Leben! — Ich kanns nun auch recht mit Händen greifen, (wenn man's auch sonst nicht wüßte,) daß wir, so lange wir mit unsern Sterbekittel noch herumlaufen, Kreuzträger sind und bleiben. Kommt Noth und Trübsal von außen her, so hilft uns — so wir treu sind — die Gnade tragen, daß es oft kein Kreuz mehr dünkt; hört es aber endlich einmal auf zu wettern und zu stürmen, so schleppen wir uns an der täglich anklebenden Schwachheit und Sünde (unser schwerstes Kreuz) fast zu Schanden, wenn nicht der stets offene Born der Gnaden uns immer wieder aufrichtete. — Beide Wege bin ich seit Kurzem gepilgert, und der Herr sey gelobt, der uns nicht verläßt und nicht verstößt, wie wirs so oft verdienet hätten. — — So laß uns nun immer fortkämpfen, treu und wacker, im Angesichte unsers Herrn und Heilandes, in dem wir stark sind, mit Noth und Tod, mit Welt und Teufel, mit Fleisch und Blut. Ach wie süß wird einst die Ruhe schmecken, nach des Tages Hitze und Plage; wie lieblich wird der ewige Sabbath dem treuen Knechte dünken, wo keine Sünde und Versuchung uns mehr drückt und plagt; Gott gebe uns allen rechte Treue.

Wie gern, herzlich gern, käme ich jetzt zu Dir und zum lieben Peschel und Berthold, wenn ichs bei dieser Jahreszeit meinem Leichnam zutrauen dürfte. Uebrigens darf ich mich jetzt auch aus andern Ursachen in Dresden nicht sehen lassen, denn kurz vor dem neuen Jahre habe ich noch den Ruf bekommen: „Gehe aus von deiner Freundschaft und pp. pp. pp." — — oder vielmehr sie haben mir den Abschied gegeben. — — Von Menschen bin ich jetzt recht verlassen, desto näher war mir immer der Herr, und da habe ich denn keinen Mangel gespürt. Aber wenn Peschel einen barmherzigen Samariter Streich ausführen wollte, so müßte er zu mir kommen; rede ihm doch recht zu; und wenn Dir vielleicht eine kleine Erholungsreiße nöthig werden wird, so macht doch, ihr lieben Herzensfreunde, meinem Hauße ein solch Freudenfest. — Aber ich werde wohl einsam sitzen bleiben, wie das Käuzlein in der Wüsten.

Hier schicke ich Dir auch das Blättchen mit meinen lieben Krabben, und wenn Du einmal auf die Deinigen ein Gedenkblättlein zusammenkratzest, so laß mir auch einen Abdruck zukommen, denn ich habe von Deiner Kunst noch gar wenig in meiner schönen Sammlung.

So segne und behüthe denn Gott, und unser Herr Jesus Christus, Dich mit Deiner lieben Frau und den Kinderchen, und alle die lieben Deinigen nah' und fern, in diesem neuen Jahre; er, der Herr bereite uns, das wir wachend erfunden werden, so er kommt! Wir grüßen Euch von ganzem Herzen. Dein L. Richter.

Um zuerst die äußeren Dinge vorwegzunehmen, so hatte Kügelgen mit den Seinigen Weihnachten wegen seiner Mutter in Dresden verbracht und weilte noch dort, weil sie alle miteinander krank geworden waren. Aber Richter konnte sich nicht entschließen, ihn in Dresden zu besuchen. Man sieht, was für ein gesundheitliches Risiko damals selbst solch eine kleine Reise in der kalten Postkutsche bedeutete. Peschel und der hinkende Berthold waren in Dresden die nächsten mit Richter und Kügelgen befreundeten Künstler. Richter verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihnen in Meißen, wo er Gleichgesinnte nicht fand. Zweimal in dem Briefe nennt er sein schönes Meißen eine „Wüste". Richter brauchte sein Leben lang Gleichgesinnte um sich her, so glücklich er auch in seiner Ehe war. Er konnte ohne Freundschaft nicht recht leben. Seine „lieben Krabben" sind seine beiden ersten Kinder, „Mariechen und Heinemännel", die er am 15. November 1831 auf einem Blättchen radiert und seiner Frau gewidmet hatte. Sie beschäftigen sich da mit Puppe, Bilderbuch und Pfefferkuchen. Das köstliche Blatt, das eben nur im engsten Bekanntenkreis verschenkt wurde, gehört heute zu den größten Seltenheiten des ganzen Richterwerkes. Tief blicken lassen die schmerzlichen Andeutungen über den in Dresden ihm gegebenen „Abschied". Da die Freunde, nach denen er sich sehnt, nicht gemeint sein können, so kann man nur annehmen, daß es entweder mit Richters Eltern oder mit den Angehörigen seiner Frau zu irgendeiner Entfremdung gekommen war. Daß da manches nicht stimmte, deutet Richter hie und da auch in seinen Lebenserinnerungen an. Noch mehr scheint er dort und hier verschwiegen zu haben.

Aber es können nicht bloß Kleinigkeiten gewesen sein. Sonst würde er nicht so viel Wesens machen von seinem „Kreuz". Und damit kommen wir zu der Stimmung und zu dem seelischen Gehalt des Briefes. Man bedenke, daß Richter im 29. Lebensjahr stand. Der flüchtige Leser könnte wohl denken, daß dieser junge Mann mit seinem „Kreuz" etwas kokettiere, und daß seine frommen Betrachtungen, besonders mit dem Ausblick auf den „ewigen Sabbat", in solchem Alter fast krankhaft anmuten. Zweifellos bewegte sich der junge Richter hier an einer gefährlichen Grenze. Aber gerade dieser Brief bestätigt, was die bisherigen Quellen schon vermuten ließen, daß er körperlich und seelisch in jener Zeit Schwerstes durchgemacht haben muß. Der Brief bestätigt ferner, daß wirklich der Glaube allein ihm über diese schwere Krisis hinweggeholfen hat. Der aufmerksame Leser dieses Briefes wird die eigene, ganz persönliche Sprache, den Ton des Herzens darin nicht überhören können. Man bedenke auch, daß hier kein Theologe schreibt, der etwa auf solche Sprache „angewiesen" war. Nimmt man sich aber die einzelnen Sätze vor, so wird man finden, daß die Grundstimmung nicht Krankhaftigkeit, sondern ein gläubiger Optimismus ist, jenes Gottvertrauen, das sich nicht auf bessere Zeiten und Umstände vertröstet, sondern auf Gottes Gnade und auf die Ewigkeit. Richter war zweifellos schon damals unter den schweren Prüfungen seines jungen Lebens und im Umgang mit wahrhaft gläubigen Freunden seit seinen römischen Tagen, zu denen eben auch Kügelgen gehörte, ein gereifter Christ.

Dabei ist bemerkenswert, daß auch sein herrlicher Humor, den wir aus seinen Lebenserinnerungen kennen, schon hier überall wie die Sonne durch Wolken hindurchbricht. Oft liegt er nur in einer kleinen, feinen Redewendung.

3

Ein zweiter, undatierter Brief Richters an Kügelgen ist vor Weihnachten geschrieben, wohl im Dezember 1832. Darin heißt es:

Ich wäre gar zu gern zu Euch gekommen und habe recht innige Sehnsucht nach Dir und Berthold, aber es ist jetzt besser, ich halte mich ruhig. Ich wünsche und erbitte Euch aber viel Freudigkeit zum schönen Feste. Wenn Ihr beide doch zum Weihnachtsabend so ein Huschgen da wäret, und der Kinder Tumult sähet! Meine Schwester wird uns besuchen, und so hoffen wir das Fest still und freundlich hinzubringen. Der Herr stärke unsern Glauben, und mache ihn recht lebendig früchtebringend. Ich küsse Euch alle, meine Frau grüßt herzlich. Dein treuester Freund L. Richter.

Am unteren Ende des Briefes stellt eine Federzeichnung von Richters Hand den Weihnachtsabend dar. Man sieht den Gabentisch mit dem Christbaum, die beiden Kinder gegen den Tisch anspringend, Vater Richter mit der dampfenden Pfeife, die Mutter mit einem Baby auf dem Arm, das nur die hinzugekommene kleine Aimée sein kann, und zuletzt noch eine Gestalt, vielleicht die „komische Christel", die er einmal in seinen Meißner Erinnerungen erwähnt.

Der dritte Brief Richters vom 3. Juli 1835 ist nach Ballenstedt gerichtet. Kügelgens Frau war am 9. Mai in Dresden bei seiner Mutter eines Sohnes genesen und im Begriff, über Meißen nach Ballenstedt zurückzukehren. Der Brief beginnt:

Theuerster Freund, da heute oder morgen Deine liebe Frau wahrscheinlich durch Meißen kommen wird, so muß ich doch einen schriftlichen Gruß und schönsten Dank für Deinen lieben erfreulichen Brief mitgeben. Auch will ich nur gleich, damit ich mir nicht wieder eine grausame Strafe erhohle, die vielen Grüße von meiner Frau ausrichten, die ich sonst gewöhnlich vergesse; sie gratuliert auch noch einmal zu Deinem kleinen dicken Jungen, weil er gar so dick und kugelrund sein soll. Mein Trifolium ist ziemlich wohl; Heinrich und Marie lernen lesen und schreiben, und Aimée seit vorgestern allein gehen. Die beiden Ersteren freuen sich unbeschreiblich, Deine Bertha und Bernhard zu sehen, besonders Marie, die wie eine Gluckhenne unter Kindern ist.

Heinemann studiert immer noch praktisch Naturgeschichte, und findet die einfache Abtheilung in eßbare und uneßbare Dinge sehr

probat. Wir haben oft Noth, daß er sich in dieses Studium nicht allzusehr vertieft.

Ich freute mich recht, als ich höhrte, daß Blüher auf dem Wege zu Dir sey; wären die wenn und aber's nicht gewesen, so hättest Du mich auch schon bei Dir gesehen, so aber muß ich noch auf die Eisenbahnen, Dampf- und Luftwagen warten, die zum Dienste der Freundschaft bald in Gang kommen werden.

Maydell war schon vor drei Wochen in Berlin, und ich erwarte ihn nun täglich. Seit Ostern bin ich nicht nach Dresden gekommen und weiß von Berthold, Peschel, Oehme pp. weniger als Du; besuchen mag einen niemand, da es doch ein Sonntagsspaziergang wäre, aber seit Jahren ist keiner gekommen trotz allen Bitten. Ist das nicht faule Freundschaft? Anhaltendes Arbeiten und mancher Kummer haben mich aber jetzt ein bisgen mürbe gemacht, und ich werde mich gewaltsam losreißen müssen, um mich bei den Ungetreuen ein wenig zu erhohlen.

Hierzu ist nur zu erklären, daß Blüher Pfarrer in Grünberg bei Hermsdorf war und dort Kügelgen innerlich sehr nahegestanden hatte. Ueber Maydell später ein Wort.

Unter einem Strich folgen nun wieder Bekenntnisse, die aufmerksamen Lesens wert sind und die ganze Tiefe von Richters Glaubensleben erkennen lassen. Sie sind eine Absage an alle theologische Spekulation, eine Leugnung alles eigenen Verdienstes (bei dem Katholiken Richter besonders wertvoll) und gleichzeitig eine klare Erkenntnis der Verpflichtung des Glaubens zur Heiligung und zu guten Werken, aber gänzlich unter der Erfahrung: Sola fide.

Dein Glaubensbekenntniß ist ganz und gar auch das meinige. Ich möchte mich wohl mit Dir darüber unterhalten können. Es freut mich nur dabei, wie das Christenkum in Praxis mit den Meinungen, Ansichten und Subtilitäten nicht viel zu thun hat, und nicht aus unsern Begriffen, sondern aus der Liebe lebendig sich entwickelt und gestaltet.

Wie ich neulich besonders aufmerksam auf die Glaubens werke, auf die Heiligung wurde, muß ich Dir doch bemerken, da es ja immer gut ist, eine alte bekannte Wahrheit, neu erfahren und erlebt, einander mitzutheilen.

Mein Gebet wurde so tot, weil die Liebe zum Herrn lau und welk geworden war, ja ich liebte ja nur mit Worten, aber nicht mit der That und Wahrheit. Das machte mich betrübt, und ich rief: „Herr, Du weißt, ich möchte Dich gern über alles lieben, schenke mir Liebe, und zeige mir auch, wie ich Dir meine Liebe beweißen kann." Alsbald kam auch eine harte Probe über mich, wo ich um seinetwillen etwas leiden und thun konnte. Ich konnte es mit großer Lust und Freudigkeit, und sahe, wie die Liebe zum Herrn wuchs mit jedem Opfer, das ich ihm bringen konnte. Daß er diese Opfer uns erst selbst gegeben, auf unsern Grund und Boden wachsen lassen, thut nichts zur Sache. Ja es kann einem zu Thränen rühren, und überkommt einem dabei ein so vernichtendes Gefühl, wobei man doch so selig in ihm ist, wenn man bedenkt, daß man ihm eben gar, gar, gar nichts, im Blut und Leben nichts bieten kann für alle seine große Liebe, mit der er uns liebet. Es ist alles sein.

Unser freier Wille ist auch sein, und ein unbegreiflich großes Geschenk. Ihm diesen zum Opfer bringen, unsern Willen dem Seinen, seinem Wort und Gebot unterwerfen, damit er wahrhaft frei werde, das ist das Beste, was wir thun können, und wozu er uns durch das Evangelium, wie durch äußere Erfahrungen lockt, reitzt und antreibt.

Kurz und gut, ich sehe, wie die Liebe wächst, der Glaube eine Kraft wird, wenn wir beides üben.

Wir üben aber, stärken und vermehren Glauben und Liebe durch jedes gute Werk.

Glaubensübung und Verherrlichung Gottes ist jeder Gehorsam gegen seine Gebote, jede Ergebung in seine Führungen, jeder Kampf mit der Lust zum Bösen, jeder anhaltende Widerstand gegen Ungeduld, üble Laune, Menschenfurcht und Trägheit.

Glaubensübung ist endlich das Gebet.

Gewiß wir haben jede Stunde Gelegenheit, dem Herrn unsere Liebe zu beweisen durch Gehorsam; wir dürfen eben nur das, was wir thun oder leiden, denken oder reden, ihm opfern.

Und mit jeder Liebesmühe wächst die Liebe zu dem, für den wir uns abgemühet haben, und die Mühe selbst wird immer geringer, ja eine rechte Freude und Seligkeit liegt darin, daß wir nicht um unsertwillen, oder um dieses oder jenes niedrigen Nutzens wegen, sondern aus Liebe zu Gott alles thun dürfen.

Wenn ich mir nun vornehme, zur Stärkung meiner Liebe dieses zu thun, jenes zu leiden — wie es Gott mir eben in die Hand kommen läßt — soll ich mich da auch viel kümmern, wie Gott das Gute in mir wirket, wo sein Wirken mit dem meinigen zusammentrifft? — Schenke uns der Herr nur Treue, Beharrlichkeit, und wenn einer müde wird, so ermuntert wieder das Wort eines Mitpilgers; und ein solches magst Du mir zur guten Stunde auch wieder schenken.

Dieser Brief ist ein Laienbrevier sondergleichen und ein Zeugnis dafür, wie aus innerstem Erleben Religion zu einer Wirklichkeit und zu einer Kraftquelle werden kann. Das sind keine abgeschriebenen frommen Reden! Nichts ist hier lehrhafte Dogmatik, alles ist gesundes, ursprüngliches Leben.

Diese Frömmigkeit verkriecht sich nicht, sondern bricht hervor als Kraft zum Wirken und Leiden, zu Dienst und Opfer. Und alles aus der Erfahrung: Allein durch den Glauben.

Unter einem abermaligen langen Strich folgt der köstliche, wirklichkeitsnahe, lebensfrohe Schluß des Briefes:

Ich freue mich mit Dir, daß Du Deine liebe Frau bald wieder haben wirst, und dann erst eigentlich zu Hauße bist, wenn sie da ist und wirtschaftet, und die Kinderchen dazu herumkrabbeln und schreien. Gott gesegne Dir's. Es geht nichts auf Erden über eine gute liebe Frau und scharmante Rangen, um die man sich auch recht plakt und abmühet, und fällt solch Werk doch auch nicht schwehr, sondern macht Freude und Lust, und füllt unser Tagewerk lieblich aus. Wären wir doch Nachbarsleute, wir Männer, die Weiber und auch die Kinder würden sich recht lieb haben. Aber wie gesagt, es muß uns manche Freude aufgehoben werden. Dein Ludwig Richter.

Dieser Briefschluß zeigt wieder den körnigen, eigengewachsenen Stil des Meisters, der also nicht erst in seinen Lebenserinnerungen als eine Frucht des Alters erscheint, sondern ihm doch irgendwie angeboren war, vielleicht angeregt und geweckt durch die geistig bedeutenden Freunde, die ihm seit Rom nahestanden, vor allem eben durch Kügelgen selbst. Dieser schreibt am 9. Juli seiner Mutter nach Dresden, daß er die Freude, Frau und Kinder zu haben, jetzt doppelt und dreifach genieße, da er sie so lange entbehrt habe. Auch erwähnt er Blühers Besuch, der ihm in der letzten Zeit seiner Einsamkeit ein Trost gewesen sei, — „es war doch wieder einmal ein liebes Hermsdorfer Gesicht".

(Schluß folgt)

Chemnitz Walther Hoffmann

Alte und neue Not des Konfirmandenunterrichts

Mancher Pfarrer, der den Titel liest, wird meinen: „Ja, diesen Unterricht zu erteilen, ist heute bei uns in Deutschland besonders schwer." Gewiß ist das der Fall; aber über der Not der Unterrichtenden soll die Not nicht vergessen werden, in die oft die Unterrichteten, die jungen Menschen, kommen, und die Not und Sorge, die daraus vielen Eltern erwächst.

1

Seit mehr als einem Menschenalter ist in kirchlichen Kreisen empfunden worden, daß Konfirmandenunterricht und Konfirmation mit schweren Problemen belastet sind. Der Konfirmandenunterricht konnte früher voraussetzen, daß ein reiches Maß von Kenntnis der biblischen Geschichte, des Katechismus, von Sprüchen und Kirchenliedern bereits im Religionsunterricht der Schule erworben sei. Seit einem Menschenalter pflegt in der Schule viel weniger auswendig gelernt zu werden; namentlich der Katechismusunterricht wird von vielen Lehrern deshalb nicht geschätzt, weil Inhalt und Form des Katechismus großenteils unkindlich seien. So kann der Konfirmandenunterricht manche Voraussetzung nicht mehr machen, die früher möglich war. Immerhin erkennen auch Pfarrer an, daß große Stücke des religiösen Lernstoffs früherer Zeiten in der Tat von Kindern nur schwer wirklich verstanden werden konnten und daß vieles Auswendiglernen, namentlich von Halb- oder Unverstandenem, den Religions- oder Konfirmandenunterricht den Kindern verleiden mochte. Auch kann ein tüchtiger Pfarrer in seinem Konfirmandenunterricht allerlei von dem nachholen oder ersetzen, was nach seiner Ueberzeugung der vorausgegangene Religionsunterricht der Schule den Kindern bereits hätte nahebringen und einprägen sollen, aber nicht nahegebracht hat. Ernster sind andre Schwierigkeiten: auch heute noch ist, obwohl die Schüler- und Kinderzahl abgenommen hat, die Menge der Konfirmanden, die auf einen vielbeschäftigten Großstadtpfarrer kommt, oft viel zu groß. So kann er den Einzelnen nicht so viel bieten wie er möchte und wie es der Ernst der Aufgabe fordert. Ist dabei überdies der Geist des Elternhauses, vielleicht des ganzen Standes, dem Eltern und Kinder angehören, kirchenfremd, so ist es meist innerlich unwahr, daß diese Vierzehn- oder Fünfzehnjährigen dann am Konfirmationsaltar ein Bekenntnis und

Gelübde ablegen und die Kirche sie als erwachsene Gemeindeglieder anerkennt. Sie belastet sich dadurch mit unzähligen bloßen Namenchristen; so konnte schon vor einem Menschenalter Stöcker den scharfen Satz aufstellen, die bisherige Konfirmationspraxis sei die organisierte Verwüstung der Kirche. Vielen ernsten Pfarrern ist es alljährlich eine schwere Gewissensfrage: darfst du diese alle konfirmieren? Confirmare heißt bestätigen, bestärken; bekräftigen kann man aber nur, was schon da ist, bauen kann man nur auf zuverlässigem Grunde. Wie oft fehlen hier jedoch solche Grundlagen!

2

Andrerseits haben viele junge Menschen es als Last empfunden, daß sie ein Bekenntnis und Gelübde ablegen sollten. Das Gelübde christlichen Lebens wird oft in übertriebenem Ernst (der in diesem Alter die Kehrseite erster echter Begeisterung zu sein pflegt) so verstanden, als besage es nicht nur: „Ich will stets...", sondern: „Ich werde nie...", und weil diese jungen Menschen voraussehen, daß sie straucheln und mancherlei Unrecht tun werden, scheuen sie vor solch feierlichem Gelübde zurück. Erst recht aber haben Viele Bedenken gegen ein Bekenntnis. Auch solche, die echte Frömmigkeit als eine heilige Lebensmacht kennen, die regelmäßig beten und sich redlich mühen, Jesus nachzufolgen, vermögen irgendwelche Stücke dessen, was ihnen als der christliche Glaube dargeboten wird, sich nicht anzueignen; so fürchten sie, nicht ehrlich zu sein, wenn sie, namentlich etwa mit den Worten des Apostolikums, den Christenglauben als ihren Glauben bekennen sollen.

Nun haben längst Eltern, Lehrer, Pfarrer, Kirchenbehörden solche Bedenken zu mildern gesucht. Hatte noch 1905 der damalige Konsistorialpräsident in Breslau hart und verständnislos alle Bedenken gegen die Verpflichtung der Konfirmanden auf das Apostolikum abgewiesen,[1]) so hat der altpreußische Evangelische Oberkirchenrat 1911 erklärt, es sei ein „Mißverständnis..., der Gebrauch des Apostolikums bei dem von den Konfirmanden abzulegenden Glaubensbekenntnis sei als die gesetzliche Verpflichtung auf den Wortlaut einer Bekenntnisformel gemeint".[2]) Unzählige Pfarrer in den Kirchen, wo nach der Agende das Apostolikum bei der Konfirmation zu gebrauchen ist, suchen jenes „Mißverständnis" zu verhindern, indem sie das Bekenntnis selbst sprechen (es also nicht die Konfirmanden sprechen lassen) und in ihrer Ansprache oder sonstigen begleitenden Worten jener irrigen Deutung entgegenwirken. Es gibt auch Kirchen und ganze Gebiete, in denen bei der Konfirmation das Apostolikum überhaupt nicht gebraucht wird. Und glücklicherweise handelt es sich hier nicht etwa rein um einen Unterschied theologischer Schulen oder kirchlicher Richtungen, sondern nicht wenige Pfarrer, die selbst fest den ganzen Inhalt dieses Bekenntnisses glauben, besonders alle darin bezeugten Vorgänge für geschichtliche Tatsachen halten, nehmen doch ernste Rücksicht auf die zarten Gewissen junger Menschen und gestalten Bekenntnis und Gelübde entsprechend (während es andrerseits auch Pfarrer gibt, die kritisch denken und die alten Formeln umdeuten, aber sie deshalb unbedenklich weiter brauchen und nun auch bei den Konfirmanden und Konfirmandinnen nicht ernstlich mit Bedenken gegen das Apostolikum rechnen).

In kirchlich konservativen Kreisen und bei den Theologen der Krisis ist die Meinung verbreitet, solche Zweifel, wie sie zum Apostolikumstreit 1892 führten oder denen der weitherzige Erlaß von 1911 entgegenkommen wollte, seien heute sehr zurückgetreten. Viele jüngere Theologen empfinden in der Tat diese Schwierigkeiten nur wenig, und auch unter der Jugend unserer Gemeinden mag der Sinn für Poesie und der Wille zu Pietät und Gehorsam heute oft stärker sein als der Verstandeszweifel an Wundergeschichten und Dogmen, der zu Widerspruch gegen das Apostolikum führte. Und wenn lange im sozialistischen Teil unseres Volkes mit Kirche und christlichem Glauben besonders entschieden (oder jedenfalls auch) die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse abgelehnt wurden, so ist diese marxistisch-christentumsfeindliche Denkweise seit vorigem Jahre stark zurückgedrängt.

3

Doch von ganz andrer Seite her kommen heute sehr viel stärkere Bedenken dagegen, daß junge Menschen sich zum Christentum bekennen, von der Deutschen Glaubensbewegung und verwandten Strömungen her. Man hört etwa, ein Sohn gut kirchlicher Eltern wolle sich nicht konfirmieren lassen, und die Eltern hätten ihm zugeredet; daraufhin nehme er am Konfirmandenunterricht teil. Bekommt er Unterricht, der gut ist und auch gerade ihm zusagt (was noch nicht dasselbe ist), so wird er schließlich auch mit ernster Freude an den Konfirmationsaltar treten; in diesem Falle mag also das elterliche Zureden durch den Erfolg gerechtfertigt werden. Aber in anderen Fällen wird solches Zureden Unheil schaffen: innerlich von vornherein widerstrebend, der Sache widerstrebend, wird solcher Junge auch durch achtungswerte Leistung der Person, des Pfarrers, der den Unterricht gibt, nicht gewonnen. Der Widerspruch wird aber natürlich den Altersgenossen bekannt, aufsässige Stimmung steckt an. Sie braucht nicht zu Ungezogenheiten zu führen, aber schon passiver Widerstand ist schlimm genug; wenn ein großer oder der größte Teil der Konfirmanden nicht antwortet, sich am Unterricht nur durch Dabeisitzen beteiligt, rennt der Pfarrer gegen eherne Mauern an. Die nun einmal regelmäßig zum Konfirmandenunterricht kommen, werden sich normalerweise auch konfirmieren lassen; aber wie tief kann der Ingrimm gegen Kirche und Christentum sich in eines jungen Menschen Seele einfressen, wenn er diese abschließende Feier nur mit Widerstreben über sich ergehen läßt, sie als unvermeidliches Ende einer lange dauernden Unwahrhaftigkeit ansieht und sich sagt: „Kirche und Eltern haben mich zum Heuchler gemacht" (wobei es ja leider gar nicht bloß darauf ankommt, inwieweit solche Vorwürfe wirklich berechtigt sind, sondern zunächst darauf, wie die Sache empfunden wird und tatsächlich wirkt). Soeben las man,[3]) daß in Thüringen einem Angehörigen der Deutschen Glaubensbewegung Befreiung seines Kindes vom Religionsunterricht der Schule nicht bewilligt worden sei. Manche Eltern werden, wenn sie meinen, christlicher Religionsunterricht werde heute wieder vom Staat verlangt und Nichtzugehörigkeit zur Kirche bringe allerlei bürgerliche Nachteile, ihre Kinder auch vom Konfirmandenunterricht nicht fernzuhalten wagen, obwohl das sicher sehr viel leichter möglich ist. Wie aber die Beteiligung solcher Kinder am Konfirmationsunterricht, deren Eltern kirchenfeindlich sind, im allgemeinen wirken wird, das kann man aus der Taktik entnehmen, die von vielen Kommunisten gegenüber den weltlichen Schulen geübt wurde, solange solche bestanden. Sie schickten ihre Kinder gerade nicht dahin, sondern in die nächste katholische oder evangelische Schule, damit sie dort für die kommunistische Denkweise (einschließlich „Gottlosigkeit") wirksam werben sollten.

Dabei täusche man sich nicht über die geistige Lage in der Jugend: Hier und da mag durch kirchliche Kämpfe auch bei ihr der Sinn für Wert und Kraft lebendigen evangelischen Christentums neu geweckt sein, aber häufig gehört das Interesse gerade der geistig Regeren solchen Strömungen wie der Deutschen Glaubensbewegung. Die ältere Generation gilt als christlich (wie sehr oder wie wenig sie es wirklich ist, das ist eine andre Frage). Wie sollte die Jugend, die so leicht und so gern zeigt, daß sie anders ist als die Alten, sich nicht den neuen Idealen zuwenden, die ihr gezeigt werden? Vollends eine Jugend, der so oft, wie es heute geschieht, gesagt wird, daß die Alten hoffnungslos verkalkt sind und daß zum Heile Deutschlands alles anders werden muß? Es wäre wunderlich, wenn nicht bei der HJ und dem BDM im Zusammenhang mit dem allen eine Stimmung sich verbreitete, die der Konfirmation und dem Konfirmandenunterricht schwere innere Hemmungen bereitete. Schon Quartaner unterhalten sich heute darüber, wer von ihnen, sobald er es kann, Deutscher Heide werden wird.

[1]) Chronik der christlichen Welt 1905, Nr. 20.
[2]) Ebenda 1911, Sp. 319 ff.
[3]) Sp. 1066.

Eben hieran können verständige Leute in der Deutschen Glaubensbewegung allerdings keine reine Freude haben. Und es ist überhaupt, wenn junge Menschen sich heute vom Christentum abwenden, viel Uebereilung, viel Unreife dabei. Noch ganz abgesehen von der Frage, ob von den Erwachsenen, die heute das Christentum durch eine Art germanischer Religion ersetzen zu können meinen, gründlich genug bedacht ist, daß Naturreligion und Religion der Selbstbehauptung auf die Dauer weniger Halt geben und weniger Halt haben werden als eine Religion, die Welt und Leben aus den tiefsten Gegensätzen des sittlichen Lebens, also von Pflicht und Schuld her, und aus den reifsten geschichtlichen Erfahrungen der Menschheit deutet. So sollen Pfarrer, Eltern, Religionslehrer die wirkliche Lage des Christentums und seine Zukunftsaussichten nicht allzusehr von stürmischen Stimmungen heutiger Jugend her trübe beurteilen. Der echte protestantische Christ wird, weil er allem ehrlichen Suchen nach Wahrheit freundlich gegenübersteht, auch allem ehrlichen Ringen der Jugend mit freundlichem Verständnis und mit Geduld gegenübertreten, früher oder später auch wieder mehr Fühlung mit der Jugend, mehr Aufmerksamkeit bei ihr gewinnen. Aber daß gerade heute die Aufgabe des Religionsunterrichts und des Konfirmandenunterrichts besonders schwer ist, dafür liegen zahlreiche Zeugnisse vor, und kein Verständiger wird meinen, die Sache sei schon sehr erleichtert, wenn irgendwo ein Jugendführer, weil er gar zu heftig gegen Kirche oder Christentum geredet hat, abberufen wird. Solange die Jugend politisch erregt ist, wird sie auch allem religiösen Unterricht gegenüber kritischer bleiben als sie ohnehin ist, und jede starke politische Bewegung hat das Verlangen, ihre Denkweise zu einer umfassenden Weltanschauung zu erweitern. Daran ist nichts zu ändern; aber daß nicht das unklare, rein stimmungsmäßige Drauflosreden großgezogen werde, wo vielmehr ernstes Nachdenken am Platze wäre, und daß nicht die Neigung zu vorschnellem Aburteilen über wertvollstes Geisteserbe sich ausbreite, darauf können die für die Führung unserer Jugend Verantwortlichen hinwirken, und es wird dankenswert sein, wenn sie solch unreifem Wesen entgegenwirken. Verliert die Jugend die Ehrfurcht, so muß man um die Zukunft des Volkes in Sorge sein. M

Ein Brief aus Amerika

In Neuyork wurde er geschrieben, weitab vom deutschen Kirchenkampf, und veröffentlicht in der Novembernummer der „Theologischen Blätter" (Leipzig, Hinrichs; herausgegeben von Professor Karl Ludwig Schmidt; Einzelnummer 1 M.). Sein Verfasser ist der Prof. Paul Tillich, früher in Frankfurt a. M. Der Inhalt war ursprünglich wirklich als Privatbrief gedacht, ist jetzt aber (darüber täuscht auch die Anrede und der herzliche Gruß am Schluß nicht weg) zu einem wissenschaftlichen Aufsatz geworden, den man mit mehr Mühe liest, aber auch mit mehr Gewinn, als manches gelehrte Buch. Schon deshalb, weil Tillich als der Schöpfer der sogenannten Kairos-Theologie und -Philosophie hier noch einmal mit großer Klarheit die grundlegenden Gedanken seines Lebenswerkes darstellt, wäre der Abdruck mancher Stellen gerechtfertigt; aber der Brief hat eine noch viel ernstere Aufgabe zu erledigen: er ist nämlich an einen wirklichen Empfänger gerichtet, für den und gegen den er bestimmt ist, den Wissenschaftler und theologischen Anwalt der jetzigen deutschen Reichskirchenregierung, Professor Emanuel Hirsch (Göttingen). Man wird abzuwarten haben, was Hirsch zu diesem Brief sagen wird, bevor man sich ein Urteil über den tiefsten Inhalt des Briefes bilden kann; aber immerhin mag vorerst der Sinn und Zweck dieses Briefes aufgezeigt werden, auch bevor eine Antwort Hirschs erschienen ist.

Tillich unternimmt in diesem Brief einen Generalangriff auf die wissenschaftliche wie theologische Grundhaltung Hirschs, wie sie Letzterer in seiner Schrift: „Die gegenwärtige geistige Lage" niedergelegt hat. Eine ausführliche Würdigung von Hirschs Schrift vorbehaltend, geben wir hier einige Hauptpunkte von Tillichs Brief wieder. Tillich will nichts Geringeres nachweisen als daß Hirsch, der hervorragendste Vertreter deutschchristlicher Theologie, in seinen sämtlichen Grundansätzen abhängig sei von den grundlegendsten Gedanken seiner Gegner, des religiös-sozialen Kreises. Dabei habe Hirsch nicht nur diese Abhängigkeit verschwiegen, sondern das übernommene Begriffsmaterial in wissenschaftlich unzulässiger Weise umgebogen und zu einem Endziel geführt, das dem inneren Sinngehalt der einzelnen Begriffe stracks zuwiderlaufe. So zeigt Tillich nacheinander 1. die logische Verwässerung der von Hirsch übernommenen Begriffe, 2. daß dessen jetzige Denkweise der existentialgeschichtlichen des jungen Karl Marx nahekomme und dies den Bruch mit der Form Gogartenscher Dialektik bedeute; 3. wird Hirschs Geschichtsdeutung als die eines utopischen Enthusiasten dargestellt, wobei der Theologe Hirsch hinter dem Propagandisten herlaufe und schließlich (4.) verwirft Tillich es, daß Hirsch endliche geschichtliche Größen wie Rasse, Volkstum, Blutbund in heilsgeschichtlichem Sinne deute, sowie den totalen Staat in einer Weise anerkenne, die die Preisgabe der Eigenexistenz der Kirche sei. Wir geben hierunter aus dem 24 Spalten langen Brief nur einige charakteristische Stellen, wobei wir der Gerechtigkeit halber noch einmal betonen, daß dieser Brief unseres Erachtens nur die Einleitung einer von Hirsch weiterzuführenden geistigen Auseinandersetzung sein wird. D H

Zur Frage der Abhängigkeit Hirschs von den Grundgedanken des religiös-sozialistischen Kreises im allgemeinen und der Kairos-Philosophie im besonderen schreibt Tillich:

Und ich frage Dich: Wie kannst Du schreiben: „Es ist die Macht der gegenwärtigen Stunde in Volk und Staat, daß wir nun alle miteinander ins echte, ursprüngliche Fragen hineingerissen worden sind", wenn alle echten und ursprünglichen Fragen, die Du stellst, in den Jahren vorher von denen, die Du Deine schärfsten Gegner nennst, gestellt und von ihnen so beantwortet worden sind, daß Du ihre Antworten zur Grundlage Deiner eignen machen konntest? ... Und das ist nun die Frage, die mich bewegt und bedrückt: Ist es eine unbewußte Verdrängung, die Dich hinderte, die Wahrheit über Dein Verhältnis zu uns zu erkennen; ist es halbbewußte Sorge vor den Folgen, die Dich hinderte, sie auszusprechen? Oder (dann hätte Deine Haltung prinzipielle Bedeutung): ist es die Ueberordnung des politischen Wertes über den der Wahrhaftigkeit (nicht nur in Diplomatie und Propaganda, sondern auch) in der historischen und theologischen Arbeit?

Zur wissenschaftlich-theologischen Stellung Hirschs schreibt Tillich:

Aber weißt Du auch, was Du mit dieser Forderung existentialgeschichtlichen Denkens tust? Erstens negativ: Du brichst entschlossen mit der Gogartenschen Form der Dialektik und kannst nur in Selbsttäuschung eine enge Verwandtschaft zwischen Dir und ihm statuieren. Gogarten hat in seinem Buch „Ich glaube an den dreieinigen Gott" die Kairos-Philosophie als „Pest der Geschichtsphilosophie" angegriffen. Wird er Deine Abart derselben wegen Eures politischen Bündnisses mit mehr Gnade aufnehmen? Ich zweifle! Statt dessen hast Du Dich mit der Bejahung des existentialgeschichtlichen Denkens zu jemand gestellt, zu dem Du Dich von allen Toten und Lebenden am wenigsten gern stellst, zu dem jungen Marx. Während das Verständnis von Existenz bei Kierkegaard, auf den Du Dich berufst, so wie bei Heidegger, den Du ablehnst, und bei Jaspers, den Du nicht erwähnst, von der Existenz des Einzelnen her gewonnen ist, hat der junge Marx in Formeln, die den Kierkegaardschen oft zum Verwechseln ähnlich sehen, gegenüber Hegel und mehr noch gegenüber Feuerbach ein existentialgeschichtliches Denken gefordert. Der Religiöse Sozialismus, der in dieser Beziehung wirklich religiöser Marxismus war, hat als einziger dieser Forderung aufgenommen und nach seinen Kräften verwirklicht. Von ihr und damit vom jungen Marx bist Du abhängig, wenn Du existentialgeschichtliches Denken verlangst. Und Du und wir und Marx und Jeder, der geschichtlich-existentiell denkt, ist abhängig von der altjüdischen Prophetie, deren Haltung im existentialgeschichtlichen Denken in die Philosophie eindringt. An diesem Punkt stehst Du offenkundig in der Tradition (prophetisches) Judentum und (religiöser) Marxismus.

Zur Geschichtsdeutung Hirschs heißt es in Tillichs Brief:

Ein Urteil, wie Du es gibst, ist nur möglich auf dem Boden der Selbstgewißheit, daß man selbst im Zeitalter der vollendeten Begnadetheit lebt; denn nur in ihm hat man die Erkenntnismöglichkeit für vollendete Sündhaftigkeit. Und eben dieses Gefühl kommt in jedem Deiner Worte zum Ausdruck. Am deutlichsten, wo Du dem gegenwärtigen Geschehen Heiligkeitsqualität zusprichst. „Der neue Wille ... ist als ein heiliger Sturm über uns gekommen und hat uns ergriffen." Unsere jüngste Geschichte hat uns in die „segnende Macht dunklen Verhängnisses getaucht". „Hier ist das Werk des

Allmächtigen Herrn zu spüren, dem wir wesentlich Werkzeuge zu sein haben." „Der heilige Frühling der Nation", „von diesem Gott gewirkten Aufbruch und Umbruch". Am schärfsten ist die theologische Weihe des Gegenwärtigen ausgesprochen in dem Abschnitt: „Die gegenwärtige Stunde der Theologie." Hier müßte ich fast jeden Satz zitieren. Protestantische Theologie ist für Dich nur möglich „im ganzen inneren Sich-Aufschließen für das Große und Neue, das mit der nationalsozialistischen Bewegung durchgebrochen ist. Ihre Weltanschauung soll der tragende, natürlich geschichtliche Lebensgrund für deutsche Menschen evangelischen Glaubens sein". Und endlich von Dir selbst gesperrt: „... die Befreiung unseres Volkes, der Aufbruch des neuen Geschichtsalters (ist) auch Befreiung und Aufbruch des evangelischen Christentums." Damit hast Du das Jahr „1933" dem Jahre „33" so angenähert, daß es für Dich heilsgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat.

Probleme zwischen totalem Staat und Persönlichkeit:

Zunächst ein staatspolitisch-dialektisches. Der totale Staat muß getragen werden von Persönlichkeiten, die in „schöpferischer Verantwortlichkeit" entscheiden. Wie kann es zu solchen Persönlichkeiten kommen? Wohl nicht ohne das, was Du selbst „Widerspannung" gegen die verfestigten Formen nennst. Du selbst bekennst von Dir, im Widerstand gegen die staatlichen und geistigen Mächte der letzten Periode stark geworden zu sein. Die Demokratie gab Raum, sicher zu viel Raum, zu solchem Widerstand. Immerhin hat sie nach Dir der Entwicklung einer einmaligen Fülle von Führerpersönlichkeiten Raum gegeben. Wie aber, wenn jeder solcher Raum geistig und machtmäßig besetzt ist? Wie, wenn keinerlei Ausweichmöglichkeit da ist, weder innerlich noch äußerlich? Können Persönlichkeiten überhaupt, können Führerpersönlichkeiten insbesondere entstehen, ohne daß ein Raum da ist, in dem sie durch existentielle Entscheidung zu der Vollmacht heranreifen, für andere zu entscheiden? War nicht die europäische Geschichte von Anfang an so reich und schöpferisch, weil zu allen Zeiten ein genügender Ausweichraum da war?

Und diese Frage gilt weiter für das Geistige. Ich vermisse schmerzlich in einem Buch über die gegenwärtige geistige Lage einen Abschnitt über die gegenwärtige Lage des Geistes. Ich gebe zu, daß dem Geist die Existenz seiner Träger als bürgerlich gesicherte Lehrbeamte oder als verhätschelte Literaten sehr schlecht bekommen ist. Die wirklichen Träger des Geistes sind darum seit einem Jahrhundert beiden Existenzformen freiwillig oder unfreiwillig ferngeblieben.[1]) Ich behaupte im Gegensatz zu manchen Liberalen, daß Unsicherheit, Verfolgung, Heimatlosigkeit, Gefängnis und Todesdrohung dem wirklichen Geist nie haben schaden können und ihm auch jetzt dienen werden. Aber es gibt hier eine Grenze. Um bedroht und verfolgt zu werden, muß der Geist erst einmal da sein; und um da zu sein, muß er einen Raum haben, in dem er durch Nein-Sagen zum Ja-Sagen kommen kann. Es ist der erste Schritt alles Geistes, nein zu sagen zum unmittelbar Gegebenen. Widerspricht es nicht der Totalitätsidee, wie Du sie schilderst, Raum für die Entwicklung eines existentiellen Nein zu geben? Es hat Staaten gegeben, die dem Geist diesen Raum versagt und ihn in sich zerstört haben. Hat Dich der Ernst dieser Frage nie gestört in Deiner enthusiastischen Schilderung des totalen Staates und in der Forderung rücksichtslosen Zugreifens, das besser sei als Ueberreden? Gibt es nicht zwischen beiden die Kategorie des „Ueberzeugens" — nicht durch Worte, sondern durch das Hinstellen symbolkräftiger Wirklichkeiten? Wo bleiben solche Erwägungen bei jemandem, der sich gleichzeitig auf Sokrates beruft?

Die Welt der Wunder

Sie hatte den Brief mit der feinen, zierlichen Handschrift voll Ungeduld auf den Tisch geworfen. So schrieb heute kein Mensch mehr, und was wollte diese Tante Amalie, die plötzlich wie aus dem Dunkel auftauchte und eine Gemeinsamkeit verlangte für die Festtage? Eine Schwester ihrer verstorbenen Mutter, nun ja; aber sie konnte sich ja auch dieser Mutter kaum noch erinnern. Nur wie mit leisen Schritten ging sie noch durch ihr fernstes Kinderland. Dieser Norden des Landes, in den sie vor zwei Monaten zum ersten Male den Fuß gesetzt hatte, diese Verwandtschaft von mütterlicher Seite her, die sie nicht einmal nach Personenzahl kannte, waren höchst unklare Begriffe.

Sie hatte ihr Leben in den südlichen Gegenden des deutschen Landes verbracht, war groß geworden an den rauschenden Strömen, den blühenden Hängen, in den Städten, die erfüllt waren von alter Kultur und Kunst. Mitten in diesem Leben aber hatte der Vater gestanden, gewaltig, herrschend. Er, der immer mit dem Heute ging. Er, der das jugendliche Mädchen früh in seine akademischen Interessen hineingezogen hatte, dem sie Gefährtin gewesen war auf Reisen und in der Geselligkeit daheim, den sie liebte mit einer wortarmen, doch ungestümen Anhänglichkeit!

[1]) Alle? D H

Es war schwer gewesen, sich vorzustellen, daß ihr der Vater diese Weihnacht fehlen sollte, weil eine Vortragsreise ihn über die Grenzen des Landes hinausführte, dorthin, wohin sie ihm nicht zu folgen vermochte, wenigstens in den kurzen Rasttagen nicht, die das Semester ihr ließ. Nun — man hatte damit abgeschlossen und sich ein Zusammensein ausgedacht mit den Kolleginnen, mit Irmgard, mit Christa von Esthen.

Da klopfte es an die Tür. Gleich die beiden Nächsten mit einem Male, ganz atemlos, ganz vor Erwartung glühend: „Weißt du, was es zur Festzeit gibt? Eine Winterweihnacht droben im Gebirge mit Skilauf und Rodelfreuden. Der Onkel Reichsrat hat den Mammon dazu gestiftet. Du machst mit, das ist ja selbstverständlich." Zwei Paar Arme, die nach ihr griffen. Vier Augen, die verlangend und strahlend die ihren suchten. Gertrud Bergmann aber schüttelte ablehnend den Kopf, und entschieden, wie sie es in allen Dingen war.

„Geht nicht, auf keinen Fall. Bin mit dem Wechsel schon scheußlich in die Tinte geraten, und an ihm hält der Vater unverbrüchlich fest. Er meint, daß man sich mit dem Gegebenen einzurichten habe. Das gehört für ihn zur Lebensordnung. Ihn noch um einen Zuschuß bitten, nicht um die Welt! Da gilt es eben, sich mit philosophischer Ruhe hier für sich einrichten. Das wird auch für einmal gehen. Euch aber alles Bergheil!"

Als jedoch die Andern das Zimmer verlassen hatten und mit dem Ausdruck ihrer Enttäuschung und Teilnahme die Treppe hinuntergestürmt waren, sah es in dem Raum mit einem Male so öde und verlassen, so alltäglich und freudlos aus, daß die Inhaberin sich mit einem Seufzer am Schreibtisch niederließ und den Kopf in beide Hände stützte. Es war wirklich keine verlockende Aussicht, hier allein den Weihnachtsabend zu verbringen, den der Vater und sie meist in einem frohen und großen Freundeskreise verlebt hatten, in dem es an Musik und einem gelegentlichen Tänzchen nicht gefehlt hatte. Natürlich konnte man sich bei einem der Dozenten einladen lassen, etwa bei Vaters Fachgenossen; aber sie liebte die Rolle des Annehmenden nicht, und überflüssig würde man sich auf alle Fälle dort vorkommen.

Sie sprang auf, wobei mit einem leise raschelnden Geräusch ein Blatt zur Erde fiel. Ach so, der Brief von Tante Amalie, die Einladung, nach der sie soeben in der Ferne gesucht hatte.

Wieder überflogen ihre Augen die Zeilen. Sie las nun mit größerer Aufmerksamkeit. „Du wirst Dich wundern, von mir zu hören. Aber mit der Nachricht von Deiner Uebersiedlung in die nordische Universität zugleich erhielt ich die von der Vortragsfahrt Deines Vaters nach Spanien. Da tauchte in mir lebhaft und immer dringender der Wunsch auf, das Kind meiner Schwester einmal bei mir zu sehen, vielleicht in den Festtagen, sofern Du nichts vorhast, das Deiner Jugend und Deinen Neigungen mehr entspricht. Ein Ausruhen in dem stillen Hause, unfern der Heide, ist Dir gewiß, ein paar Spaziergänge im Nebel oder Schnee und, ein Herz, dem es eine Freude wäre, etwas Junges und zu ihm Gehörendes einmal nahe zu haben. Du fändest hier noch den Sohn einer Kusine, der Waise ist, und sich daran gewöhnt hat, die Fest- und Familientage bei der alten Frau auf dem Lande zu verbringen. Er würde Dir beim Wandern ein schützender Gefährte sein können."

Ein Lächeln ging über das kluge, feingeschnittene Gesicht der Lesenden. Als ob sie eines Schutzes oder Haltes bedürfe! Aber warm klang der Brief, und als ein Anhängsel würde sie sich dort nicht vorkommen. Sie ließ den Blick noch einmal durch das Zimmer mit seiner Mietkaserneneinrichtung gleiten, mit den verbrauchten Möbeln und den Familienbildern einer Sippe, die sie nichts anging. Dann ließ sie die Feder über das Papier fliegen und mußte selbst lachen über den energischen Strich, der die Zeilen abschloß, und ohne Zweifel so viel hieß, wie: nun ist an der Sache nichts mehr zu ändern. Im Grunde war ja diese Fahrt ins Ungewisse nichts als die Ausführung einer tollen Laune oder, wenn man so sagen wollte, einer Verlegenheit. Nur dieser Vetter hätte fehlen können. Sie hätte Heide und Moor und Nebel lieber ohne

*

ihn durchstreift. Basta, man mußte auslöffeln, was man sich eingebrockt hatte.

Die letzten vierzehn Tage mit der klinischen Arbeit, der Weihnachtsfeier im Kreise der Kommilitonen, da jedem Ulk die Türen geöffnet waren, flogen eilig dahin. Erst im letzten Augenblick fiel es Gertrud ein, daß sie der Tante eine Kleinigkeit mitzubringen habe, und noch auf dem Weg zur Bahn kaufte sie ein Glas Kölnischen Wassers ein und eine Schachtel mit Pralinen.

Der Zug dampfte schon und schnob, als sie in den letzten Wagen einstieg und vergebens durch das von Nebel verhängte Fenster einen Blick in die weitere Landschaft zu gewinnen suchte. Nichts als graubraune Ackerflächen, die dieser Landschaft eigenen Knicks, an denen noch das letzte vergilbte Laub hing, und ab und zu ein Bahnwärterhäuschen, das aus einem Kohlgarten hervorsah. Nichts von der reichen und stets wechselnden Gliederung ihrer engeren Heimat, nichts von hochragenden Türmen oder schnurrigen Städtchen, die sich hinter ihre eigenen verschnörkelten Tore zurückzogen. Sie schloß die Augen. Die gestrige Weihnachtsfeier hatte lange gewährt, und selbst das Rütteln und Stoßen des Wagens konnte ihr nicht den festen Schlaf der Jugend fernhalten, der sich ihrer mit aller Gewalt bemächtigte und alles ringsum vergessen ließ.

Eine rauhe Stimme und eine derb zupackende Hand weckten sie am Ende: „Sventrup, aussteigen." Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen, griff nach ihrem Koffer und stand wenige Augenblicke später auf einem Bahnsteig, über den ein eisiger Wind strich. Es schien Niemand außer ihr Verlangen gehabt zu haben, diesen Ort aufzusuchen. Nur ein junger Mensch in einer Windjacke ging vom Stationsgebäude aus auf sie zu. Ihre Gedanken waren noch so verwirrt, daß sie ihn in keinen Zusammenhang mit ihrer Reise bringen konnte, ihm aber ihr Gepäck überließ und an seiner Seite weiterschwankte; denn die bleierne Schläfrigkeit war noch nicht von ihr genommen, und die wenigen Häuser mit ihren Strohdächern und grünbemoosten Pumpen gingen fast wie Schemen vor ihrem Blick ineinander über. Auch ein Paar mütterlich ausgestreckte Hände und den Blick von einem Paar brauner, lebhafter Augen nahm sie nur wahr wie eine halbe Traumerscheinung, und als man sie fragte, ob sie lieber in ihrem Bett oder drunten mit den Anderen ihren Tee einnehmen wolle, entschied sie sich für Ersteres und streckte sich mit einem Wohlgefühl ohnegleichen auf den weißen Leinentüchern aus. Der Ofen sandte noch kleine, puffende Geräusche von niederbrennendem Torf in die Stille; dann vernahm sie nichts mehr. Vor den Fenstern aber wogte leise und dicht der Nebel, und aus ihm heraus hoben sich kraus und unwirklich die Umrisse der Apfelbäume, die drunten im Garten standen. War sie nun im Lande ihrer Mutter? Jener Mutter, die aus ihrem Leben herausgegangen war mit so geräuschlosen Tritten wie die Nebelsetzen, die sich von den Aesten lösten und auf ihr Bett zuzukommen schienen?

Sie beantwortete sich diese Frage, die, ihr unerklärlich, auch während des Schlafes auf dem Grund ihrer Seele gelegen haben mochte, mit einem herzhaften und hellen: Ja. Es war ihr, als hätte der Schlaf in diesem altmodischen Zimmer mit den gebauchten Möbeln und den dunklen Stichen an der Wand, ihr die Spannkraft in verdoppeltem Maße zurückgegeben. Sie sprang aus dem Bett, machte die gewohnten rhythmischen Uebungen und stieg die leise knarrende Treppe hinab, während noch die Schatten der Nacht in den Ecken um die alten Schränke lagen.

Sie war im Begriff, über die Schwelle zu treten, über die heute das Sonnengold floß, als ihr eine kleine Gestalt von draußen hastig entgegenkam. „Guten Morgen, mein Kind, schon so früh draußen? Nein, wie du deiner Mutter gleichsiehst; nur, daß Helenens Haar sich in Zöpfen um ihre Stirn legte."

Eilfertig wollte sie die letzte Stufe emporsteigen und sich vollends der Betrachtung des jugendlichen Geschöpfes zuwenden, als sie einen Fehltritt tat und mit einem leisen Schmerzenslaut niedergefallen wäre, wenn nicht die Arme der Nichte sie aufgefangen hätten. Auch war sie nicht imstande, wieder aufzutreten, so daß man Vetter Moritz herzurufen mußte, um sie auf das Sofa hinüberzutragen.

Die Verletzte konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken, der zum Teil dem Schmerz gelten mochte, zum andern der Erkenntnis, daß die Vorbereitungen zum Fest, die sie so liebevoll begonnen hatte, nun in die Hände der Gäste gelegt werden mußten. Es war etwas Dummes um eine zu große Hast!

Mittlerweile hatte die Nichte sie sorglich gebettet, den Fuß bequem gelagert, und begann nun, ihn mit kundigen Fingern zu prüfen. Wozu stand sie schon in den klinischen Semestern? „Nichts gebrochen, Tante", erklärte sie, aufschauend, nach kurzer Weile. „Der Fuß ist nur verstaucht. Du wirst ein paar Tage Ruhe geben müssen!" „Die ich euch gönnen wollte", klagte die Tante, „und ich fürchte, mit meinen Weihnachtszurüstungen findet ihr nicht ein und nicht aus!"

„Das käme auf einen Versuch an", ließ sich nun auch Vetter Moritz vernehmen, der mittlerweile das Frühstücksbrot geschnitten und den Tisch der Tante zurechtgerückt hatte. „Wieviel Armenpäckchen gilt es auszutragen, wieviel Kuchensorten noch in den Ofen zu schieben, wieviel Briefe in den Kasten zu werfen?"

Die Tante wehrte sich gegen sein Ungestüm. Die Kuchen liegen längst mundfertig im Kasten, die Briefe wären unterwegs. „Aber mit den Paketen magst du rechthaben, und dann steht der Tannenbaum einstweilen noch draußen im Wald. Ich wollte ihn selbst mit euch auswählen und habe schon mit dem Förster gesprochen." „So wählen wir eben allein, und bitten uns nur aus, daß du mit der Wahl zufrieden bist, nicht wahr, Kusine?"

Diese schaute aus einer ihr sonst fremden Träumerei auf. Die polierten Möbel mit dem reichen Schnitzwerk einer vergangenen Zeit, der Strauß Christrosen im Kelchglas auf dem Tisch, die Bilder in ihren matten, ovalen Rahmen, sie alle redeten eine Sprache, der ihr Ohr zunächst wie etwas Fremdem lauschen mußte, und durch die hindurch doch Klänge sie berührten, die ihr nahe und vertraut zu sein schienen. Aber natürlich wollte sie mit zum Walde hinaus. Das war ja prächtig und gab Einem den richtigen Auftakt für den Tag.

Wunderbar still war es da draußen. Nur ab und zu ein Axthieb und das leise Splittern von Spänen. Die Zweige der Tannen waren noch feucht von dem Nebel der Nacht; aber nun entlockte die Sonne ihnen einen kräftigen Duft. Stechpalmen und Brombeerranken füllten den Grund. An einigen Stellen mußte man sie zur Seite schieben, um den Weg freizubekommen. Mit Entzücken ließ Gertrud ihre Füße durch das raschelnde Laub fahren, stieß hier und da an einen kleinen, lockeren Maulwurfshügel, und sog die Luft in immer tieferen Zügen ein. „Wie rein hier alles ist", sagte sie, um sich schauend, „und wie stark. Ganz anders als in unsern staubigen Hörsälen!" „Deshalb habe ich diesen für immer den Rücken gewandt und mich dem Acker und dem Wald und meinetwegen auch den Rübenfeldern verschrieben." Sie sah erstaunt auf: „Ein Kohlbauer", fragte sie, nicht ohne leisen Spott, der ihr im nächsten Augenblick schon leid war; denn ihr Begleiter erwiderte mit einem Heben der Achseln: „Wenn Sie so wollen, ja. Wobei es nur darauf ankommt, daß man seine Kohlsorten auch kennt und ihre Art zu unterscheiden weiß. Auch sie wachsen ja aus diesem tiefen Schoß der Natur heraus, und mancher Städter würde sie schwerlich missen können. Aber sehen Sie, hier ist ein Futterplatz für das Wild. Es tritt aber nicht jetzt, sondern erst in der Dämmerung heraus." Sie ging leise in die Runde von einem Platz zum andern. So sorgte der Mensch hier für das Getier des Waldes; das war schön. Ihre Hände glitten an der Borke des Daches entlang. Wie stark hier alles mit der Natur verwoben war. Die Tannennadeln streiften leise sirrend ihre Kappe. Ein Specht begann zu hämmern. Dann trat ihnen der Förster entgegen, ihren Wunsch leicht erratend. Er hatte schon mit dem alten Fräulein gesprochen und ein paar schöngewachsene

Stämme für sie ins Auge gefaßt, wenn die jungen Herrschaften nur prüfen wollten.

Gertrud blieb ein wenig hinter den Gestalten der beiden Männer zurück. Sie kam sich so überflüssig, so unwissend hier vor. Der Vater und sie hatten den Hauswart zum Besorgen einer Tanne hinausgeschickt auf die Verkaufsstände. Da hatte er mehr oder minder Passendes gebracht, und man hatte ihn darum gelobt oder getadelt, als wäre der Baum eine Ware wie jede andere. Hier schien sein Erwerb eine feierliche Angelegenheit zu sein. Mit behutsamer Hand bog der Vetter die Zweige eines mittelgroßen Baumes auseinander, der noch ein paar Zäpfchen trug. Nun strich er leise über ihn hin: „Fest und gerade ist der Bursch, und von schöner Regelmäßigkeit, Herr Förster, ich wäre für diesen; was meinen Sie, Kusine?" Ach, sie meinte nichts, als daß dies eine wirkliche Weihnachtstanne sei, vielleicht die erste, die sie in ihrem Leben sah. Und nun trat auch sie heran und ließ ihre warmen Mädchenhände über die blanken Nadeln gleiten, als wolle sie von ihnen etwas empfangen, was sie noch nicht besessen hatte.

Ein paar kräftige Hiebe der Axt. Nun schulterte Vetter Moritz den Baum: „Wenn Sie nichts dagegen haben, Kusine?" In ihr war eine fast kindliche Stimmung erwacht, die mit der Frische des Morgens und dem Duft des Waldes zusammenpaßte: „Mir ist alles recht, und ich würde mich kein bißchen wundern, wenn die Tiere des Waldes unsere Spur aufnehmen und hinter ihrem Waldgesellen und uns dreingehen würden, ohne Arg und ohne Scheu, wie sie es bei Selma Lagerlöf in ihrer Christnacht tun." „Geben Sie acht, vielleicht geschieht es; denn dieser Tag und diese Nacht sind die Zeiten des Wunders, und Niemand, der durch sie hindurchgeht, wird von diesem unberührt bleiben!" War das nun Ernst oder Scherz, in dem er sprach? Sie konnte sein Gesicht nicht sehen; denn es war von den Tannenzweigen verdeckt, und nur die Augen sahen bald schalkhaft, bald sinnend daraus hervor.

Die Welt des Wunders aber war nahe. Das spürte die junge Studentin, als sie in den Dämmerstunden den Baum mit Hilfe des Vetters zu schmücken begann. Goldene Sterne und weißschimmernde Watte und die goldgelben Wachslichter, die nach Honig und Bienen rochen. Als diese Lichter entzündet und die kleine Magd hereingerufen wurde, als die Tante sich an das Harmonium führen ließ, und der Vetter in die alte, fromme Weise des „Ihr Kinderlein, kommet" die Töne seiner Blockflöte hineinmischte, so einfach und ernsthaft, so aus der Seele eines Volkes heraussteigend, daß sie an den Gesang der Hirten auf dem Felde erinnert wurde, da nahm dies Wunder eine fast greifbare Form an. Dann führte die Tante sie zu ihrem Tischchen, legte in ihre Hände ein schmales Medaillon mit einem Rande mattschimmernder Perlen und sagte, als die Hände des Mädchens den Deckel bebend zurückschlugen: „Das Bild deiner Mutter, das sie mir an ihrem Hochzeitsmorgen geschenkt hat und das ich bis heute an jedem Festtag getragen habe. Nun soll es das Deine sein!" Und ihre alten Finger legten die feine Kette um den schlanken Hals, daß das alte Schmuckstück gerade über dem Ausschnitt hing. „Tante", ach, es war gut, daß Vetter Moritz wieder zu blasen begann, und daß man nichts weiter zu sagen brauchte.

Draußen aber fingen die Glocken zu läuten an, kleine, kindlich klappernde Glocken, und doch so voll Feierlichkeit und Frohlocken, und man wurde hinausgeschoben mitsamt dem Vetter und der kleinen Magd, um die Christmette zu besuchen, wie es dies Haus nicht anders kannte, und auf dem Wege in fast jedem Hause vorzusprechen und ein Päckchen zurückzulassen, einmal für eine schwindsüchtige Frau, einmal für einen siechen Alten, einmal für eine Wöchnerin, an deren Brust ein winziges rotes Köpfchen lag. Die Glocken aber riefen noch immer, und Gertrud ging den engen Weg durch die Felder, den Vetter neben sich, die kleine Magd vor sich und über sich den Himmel, der, so meinte sie, heute wie noch nie, von einem geheimen weißen Licht schimmerte.

Sie saßen auf der hintersten Bank; aber das Wunder war auch da. Es lag auf den harten Gesichtern der Bauern, es klang aus den rauhen Tönen ihrer Stimmen und es leuchtete im Glanz der Wachslichter, die leise auf die Messingleuchter niedertropften. Als aber der alte Geistliche das Evangelium verlas aus dem Buch mit dem goldenen Schnitt, da breitete das Wunder seine Flügel aus und stand mitten unter ihnen. Gewiß war es auch das Wunder, das machte, daß Gertrud nicht mit der Gemeinde zugleich das niedere Gotteshaus mit der gewölbten Holzdecke verließ, sondern den Mittelweg hinaufging, der mit grünen Tannenzweigen bestreut war, und ihre Arme um den Rand des Taufsteines legte, an dem man gewiß einst die Mutter getauft hatte, und daß sie auf seinem Grunde die Worte las, die sich leuchtend davon abhoben: „Ich bin ein Gast auf Erden!" Sie dachte an die Mutter, deren kurzer Erdenweg diesem Worte entsprach; sie dachte an den Einen, den sie heute feierten, und für den dies Wort in gleicher Weise gegolten hatte. Sie ließ ihre Hand hinabgleiten in das Wasser, das noch dunkel auf dem Boden stand und strich sich dann leise über Antlitz und Stirn, als habe auch sie sich nun diesem Worte verbunden. Als sie aber aufschaute, stand der Vetter neben ihr und sah sie an und sagte: „Ja, ich habe es auch oft so empfunden." Und es war, als wäre das Wunder in jedem seiner Worte drin.

Die Schwindsüchtige aber und der Mann im Siechenhaus und die Wöchnerin, die nun vergebens nach der Tante Amalie aussahen, verlangten zum mindesten einen Ersatz an dem jungen Fräulein.

Die junge medizinische Praktikantin aber fühlte ein sonderbares Drängen in ihrem Herzen, als sie die Kranken außerhalb des Hospitals und in ihren eigenen Verhältnissen von Not, Armut und Verlassenheit sah. So kam es, daß sie die Schwindsüchtige höher bettete und frische Luft in das enge Zimmer ließ und ein paar immergrüne Zweige auf den Tisch stellte, daß sie dem Alten, der aus einer südlicheren Gegend hier heraufverschlagen war, ein paar Liedchen sang in seiner heimischen Mundart, und daß sie das Kind der Wöchnerin auf ihren Knien schaukelte mit einer leisen, ihr sonst fremden Zärtlichkeit. War das eine Kraft, die ihr aus dem Lande ihrer Mutter zuwuchs oder aus der Stille der Weihnacht oder aus den weiten Gängen mit Vetter Moritz? Vielleicht aus allen dreien. Sie saß in den Dämmerstunden mit aufgestütztem Kopf und lauschte den einfachen Tönen aus des Vetters Flöte und dem Wind, der weit über die Heide strich, und dem leisen Flirren der goldenen Sterne im Grün der Nadeln.

Da ließ ein Klingelzeichen sie Alle zusammenfahren. Es pflegte um diese Zeit Niemand zu kommen. Ein Bote, eine Depesche, eine Depesche an Gertrud! Mit einem Male trat die Welt des Zaubers und der Wunder zurück, und scharf und unerbittlich trat die Gegenwart herein. Der Vater auf der Rückreise plötzlich erkrankt, infolge übermäßiger geistiger Anstrengung zusammengebrochen, hilflos, er, der nie der Hilfe bedurft hatte! Sie riß sich zusammen. Sie mußte reisen, noch heute, noch in dieser Stunde, wenn sie den Nachtzug erreichen wollte, der zum Süden führte. Sie traf im Umsehen ihre Anordnungen. Sie packte ihre Sachen zusammen. Ihre Augen blieben trocken, ihre Stimme fest; nur, als sie der Tante die Hände um die Schultern legte, kam es mit einem kleinen Zittern heraus: „Dank für die einzige Weihnacht, die ich jemals erleben durfte." Hinter ihrer Stirn jedoch kreisten in seltsamem und sich stets wiederholendem Rhythmus die Worte: „Ich bin ein Gast auf Erden."

Der Vetter trug ihren kleinen Koffer ins Abteil. Ja, was war denn das? Er stieg mit hinein, und als sie ihre Augen in stummer Frage erhob, sagte er, als wenn es sich um eine Kleinigkeit handle: „Die Tante hat es gewollt!"

Der Norden, der Süden, die Grenze des eigenen Landes glitten an ihr vorüber. Das dumpfe Kreisen in ihrem Kopf nahm kein Ende. Es war gut, daß der Vetter an das Nötige dachte, wie Essen, Schlafen, Umsteigen; denn sie vermochte nur an das Eine zu denken, das auf dem Grunde des Taufbeckens dort oben zwischen Moor und Heide gestanden hatte.

Endlich war man da. Man hatte den Vater aus der Pension, in der er Wohnung genommen hatte, in das Hospital gebracht, „denn", sagte die Pensionsinhaberin, „wir sind

natürlich hier nicht auf Kranke eingerichtet. Des Herrn Professors eigene Meinung konnten wir um so weniger einholen, als er nicht völlig klar war." Einen Augenblick schien das Treppenhaus mit seinen Steinstufen zu schwanken, die Decke sich zu neigen „der Vater nicht klar, der Vater nicht klar!", dann fühlte sie ihre Hand erfaßt und eine Stimme sprach von weither nur die schlichten Worte: „Das Auto wartet drunten. Wir werden gleich bei ihm sein." Die Stimme sagte nicht „Du", nicht „ich", sondern „wir". Dann aber war doch nur sie es, die den langen Korridor der Klinik hinter der lautlos schreitenden Schwester herging und durch die Türe trat, die sich geräuschlos öffnete. Der Vater lag da, ausgestreckt, bewegungslos, die Augen wie in halber Betäubung geschlossen. „Es ist nur ein leichter Schlaganfall gewesen", sagte die Schwester, „der Herr Professor kann den einen Arm wieder bewegen, und auch die Sprache gehorcht ihm ein wenig." Gertrud würgte das gewaltsame Aufschluchzen hinunter, das ihr die Kehle sprengen wollte: „Vater!" Da tastete seine Hand leise auf dem Deckbett und wurde von ihrer warmen Hand umschlossen. Der Veilchenstrauß, den ihr Vetter Moritz auf irgendeiner Station an die Jacke gesteckt hatte, fiel herunter auf das Deckbett, und eine Stimme sagte mühsam: „Da bist du ja; ist deine Mutter auch da?" Eine Minute schien ihr Herzschlag zu stocken; dann hob sie den Veilchenstrauß gegen sein Gesicht, daß er den zarten Duft verspürte, und antwortete klar und mit einer innigen Wärme: „Nein Vater; aber wir gehen dorthin, von wo Mutter kam. Zum Moor und zur Heide und zu der großen Stille, die dich gesunden lassen wird." Um sie her mußte noch immer etwas sein aus jener Welt der Wunder, die sie verlassen zu haben glaubte; denn sein Mund wiederholte das Wort von der großen Stille, als wenn darin für ihn eine Erquickung läge; dann schlief er ein, ihre Hand in der seinen. Sie aber fragte sich, wie in dieser Halbhelle des Bewußtseins gerade die Mutter wieder zu ihm zu treten vermöge, deren Namen, deren Worte er so selten wiederholt hatte, auch seinem Kinde gegenüber. War es nicht, wie sie meinte, aus einem Mangel von Gefühl gekommen, sondern vielmehr aus einer zu empfindlichen Tiefe, die die Berührung nicht vertrug? So galt es jetzt für sie, ihm Kind zu sein und Weib und Mutter in einer Person. Ihr Herz beugte sich vor der Größe der Aufgabe und nahm sie doch willig hin, als ob aus der Welt, die sie hinter sich gelassen, ihr schweigende Kräfte zuwüchsen.

Eine Uhr schlug. Eine Tür tat sich auf; aber sie war noch so sehr in das Netz ihrer eigenen Gedanken verstrickt, daß sie die Gestalt nicht gleich einzureihen vermochte: „Ich bin ein Gast auf Erden", sagte sie, und ein paar schwere Tropfen hingen an ihren Wimpern. „Ja", sagte eine tiefe Stimme neben ihr, „das sind wir Alle, und doch hier daheim, und daheim miteinander auf dem Hof hinter dem Moor und der Heide, in dem Lande deiner Mutter." Sie hörte zu, den Kopf gesenkt, als lausche sie auf etwas, das in ihr und doch außerhalb ihrer selbst sei. „Ja", sagte sie leise, „ja, und ich werde leben in der Welt der Wunder, und sie werden mir täglich neu sein". Sie ließ sich von Vetter Moritz hinausführen. Die Nachtwache trat ein. Auf der Brust des Kranken hob und senkte sich leise der Veilchenstrauß, dessen Blüten in der Wärme des Zimmers einzuschrumpfen begannen: „Ich bin ein Gast auf Erden!"

Kiel Emma Müllenhoff

Wirtschaft zwischen den Zeiten

Nachdem in vergangenen Jahren die Vertreter des internationalen Kapitalismus in Mißachtung der zwischen den einzelnen Wirtschaftskörpern bestehenden Solidarität nichts unversucht ließen, um die deutsche Wirtschaft zugrunde zu richten, schien das Jahr 1932 dem privatkapitalistischen Wirtschaftssystem, d. h. der auf Selbstverantwortlichkeit und Selbstverwaltung des privaten Unternehmers beruhenden Wirtschaft, das von vielen Seiten längst vorausgesagte und noch mehr gewünschte Ende gebracht zu haben. Der deutsche Kapitalismus wurde vielfach zum Sündenbock gemacht, wo in Wahrheit politische Ereignisse (wie der Weltkrieg in seiner Fernwirkung) und politische Eingriffe in die Wirtschaft doch die letzte Ursache für die Stockungen in ihr sind. Die Kritik schoß oft weit über das Ziel hinaus und ebenso oft an Entscheidendem vorbei. Eine Prognose über die Zukunft des Kapitalismus überhaupt aufzustellen, sollte man nur mit größtem Vorbehalt wagen. Solange die „Wirtschaft" auch im Frieden Kriegsmethoden anwendet und dem „Geschäftsfreund" mit Schild und Spieß gegenübertritt, gedeiht keine Weltwirtschaft. Und ob dereinst eine „reguläre Weltwirtschaft" die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen wieder regeln wird, ob also ein Wirtschaftszustand wie vor dem Kriege wiederhergestellt werden kann, ist sehr zweifelhaft, denn dafür fehlen die Voraussetzungen; man kann die Wandlungen der letzten beiden Jahrzehnte nicht einfach aufheben. Die künftige Entwicklung der Wirtschaft eines Landes hängt durchaus nicht einzig von den wirtschaftlichen Umständen ab, deren Elemente in der Gegenwart vorliegen, sondern in hohem Maße auch von der große Ueberraschungen in sich bergenden Politik, der inneren wie der äußeren.

Dies gilt auch für die wirtschaftliche Entwicklung in Deutschland, die mehr oder weniger zwangsläufig in *planwirtschaftliche* Richtung gedrängt wurde. Die aktuelle wirtschaftspolitische Lage, wie sie sich für Deutschland ergeben hat, führte bisweilen dazu, die Bedeutung des deutschen Außenhandels gering zu achten. Die Möglichkeiten einer Umlagerung vom Außenmarkt zum Innenmarkt werden oft mit einem allzu primitiven Optimismus beurteilt. Die Politik der nationalen Genügsamkeit hat zweifellos für das politisch isolierte Deutschland eine große Bedeutung, auch aus militärischen Erwägungen heraus: im Kriege ist die Wirtschaft Mittel für die Zwecke der Staatsführung. Die nationale Selbstgenügsamkeit ist aber kaum als idealer Dauerzustand anzusehen. Ganz abgesehen davon, daß eine Umstellung des ganzen wirtschaftlichen Apparates einen Reichtum an Produktionsmitteln, mindestens aber einen Reichtum an Boden voraussetzt und nicht einen Mangel. Vor allem aber braucht diese Umstellung *Zeit*. Nicht übersehen werden sollte ferner der außenpolitische Druck, den eine verstärkte planwirtschaftliche Betätigung des Staates nach sich ziehen kann.

Die Fahrt, auf die sich die deutsche Wirtschaft begeben hat, führt zu *neuen Ufern*. Zur Sicherung der Währungsstabilität soll die Devisenbilanz um jeden Preis im Gleichgewicht erhalten werden. Dieses *Gleichgewicht zwischen Einfuhr und Ausfuhr* wird gewaltsam erzwungen. Daß wegen der Einfuhrdrosselung die Wirtschaft Opfer bringen muß, ist bekannt. Die zuständigen Regierungsstellen sind mit dem Aufziehen einer Einfuhrüberwachungsorganisation beschäftigt. Außerdem wird an einer Zusammenfassung der verschiedenen Vorschriften für den Zahlungsverkehr mit dem Ausland, dem „Neuen Plan" gearbeitet, immer mit dem Grundgedanken, die deutsche Einfuhr mit den vorhandenen Zahlungsmitteln in Einklang zu bringen. Man muß sich angesichts der Mißverständnisse, die besonders jenseits unserer Landesgrenzen über den wirklichen Stand unserer Wirtschaft vorhanden sind, vergegenwärtigen, wie es zu dieser Lage kam. Deutschland geriet in Transferschwierigkeiten und war genötigt, seinen Schuldendienst einzustellen. Dies war für die Länder, denen gegenüber der deutsche Außenhandel aktiv war, Anlaß zur Erlangung von Sonderregelungen. Der Reichsbankpräsident Schacht betonte in seiner Leipziger Messe-Rede, daß die „Verrechnungs- und Clearingsmaßnahmen, die die Welt immer weiter in eine Anzahl isolierter Festungen verwandeln, die unverkennbare Tendenz haben, den Rest des bestehenden Welthandels vollends zu ruinieren, weil sie jeden etwa bestehenden Saldo zum Verschwinden bringen". Sie legen das Transitgeschäft lahm, leiten den Handel in unnatürliche Kanäle und lassen eine Bürokratie entstehen, die die kaufmännische Initiative hemmt. Diese Voraussagen sind, soweit man bislang übersehen kann, leider allzu rasch Wahrheit geworden. Neue Schwierigkeiten entstanden aus den Auswegen, die die unter dem Druck der Devisennot eingeführte Zuteilung ausländischen Geldes den Importeuren offen ließ. Das absatzhungerige Ausland trug selbst dazu bei, kurzfristige deutsche Warenschulden auf den Verrechnungskonten auflaufen zu lassen. Dem konnte nur Einhalt geboten werden durch eine allgemeine Einfuhrüberwachung, die Ende September in Kraft trat.

Die Konsequenzen, die Schacht seinerseits aus der verfahrenen wirtschaftlichen Lage zog, nämlich Herabsetzung der

Schulden, eine den Forderungen entsprechende Warenabnahme und ein längeres Moratorium, also ein Ergebnis, zu dem alle Einsichtigen längst gekommen sind, fanden in den Gläubigerländern bei ziemlich gereizter Aufnahme wenig Verständnis. Da man sich auf der Gegenseite aus politischen und anderen Gründen diesen Einsichten verschließt, so wird das neue Rohstoffprogramm, dessen energische Förderung Dr. Schacht in der gleichen Rede in Aussicht stellte, nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Die deutsche Wirtschaft, die sich durch den Krieg, die Inflation und die Krise vor schwierigste Aufgaben gestellt sah, hat freilich nicht immer sogleich die richtigen Lösungen zur Hand haben können. Sie steht auch jetzt vor gewaltigen Aufgaben, für die es eine Patentlösung einfach nicht gibt. Die nötige Umstellung des gesamten wirtschaftlichen Apparats kann natürlich nur schrittweise erfolgen. Die Wirtschaft steht im Zeichen der Arbeitsbeschaffung; es sind beachtliche Stimmen laut geworden, die mit guten Gründen darauf hinweisen, daß augenblicklich die Frage der Arbeitserhaltung ebenso wichtig ist wie die der nationalen Unabhängigkeit von den Weltrohstoffmärkten. So würde in der Tat eine großzügige industrielle Umstellung die Handelspolitik auf Jahrzehnte hinaus festlegen. Renaissance des Merkantilismus! Aber Deutschland darf sich nicht verleiten lassen, Schlagworten und Behauptungen zuliebe seine Außenhandelsbeziehungen zu vernachlässigen. Die Bedeutung des Außenhandels für die nationale Wirtschaft und für den Lebensraum von vielen tausend Volksgenossen ist zu groß, daß die Arbeit, die Generationen in dem Jahrhundert vor dem Kriege leisteten, und besonders das, was in unseren Tagen von den Industrien und Handelsfirmen trotz eines verlorenen Krieges in schwierigster Zeit geschaffen wurde, beiseite geschoben werden dürfte. Nicht die Asche ist am Phönix das wichtigste.

Leipzig Karl Jadziewski

Bilanz der deutschen Kulturfähigkeit?

Walter Scheidt, der bekannte Hamburger Rassenkundler, der sich durch seine „Allgemeine Rassenkunde" (München 1925, J. F. Lehmann) und andere Arbeiten als ein Forscher mit vorsichtig abgewogenem Urteil vorstellte, behandelt in einem neuen Buch „Die Träger der Kultur" [1]) die Zusammenhänge zwischen der geistig-körperlichen Erbgesundheit und der möglichen „Kulturfähigkeit" des deutschen Volkes in der Zukunft. An sich ist gegen einen solchen Versuch nichts einzuwenden, wenn man einmal zugibt, daß Körper und Seele, Geist und Blut in einer gewissen Wechselbeziehung zueinander stehen, und daß sich geistige Fähigkeiten forterben, wenn man auch gerade über diese innersten Bindungen von Blut und Geist noch keinerlei sichere Meinung vertreten kann. Ein anderes Gesicht bekommt die Frage erblicher Leistungsvoraussage jedoch, wenn man, vom rassischen (also von einem naturwissenschaftlich-biologischen) Wissenschaftsergebnis ausgehend, seine Untersuchung auf das geisteswissenschaftlich-philosophische Gebiet der Kultur ausdehnt in der Meinung, daß der gesetzmäßige Entwicklungsprozeß des rein biologischen und des geistig objektivierten Lebens (Kultur) demselben Wirkungszusammenhang unterliege. Und wenn man ferner annimmt, daß die biologischen Gesetze des erbkranken oder erbgesunden Lebens denselben Phasengang auf der kulturellen Leistungsseite des Menschen zur Folge hätten, so daß das zum großen Teil unabwendbare Schicksal körperlich-seelischer Gebrechlichkeit („unwertes Leben") die Tragik der „Kulturminderwertigkeit" oder gar „-unfähigkeit" notwendig als Wirkung zeigte. Nun unterliegt zwar der Erbgang rassischer Körpermerkmale dem naturgesetzlichen Ablauf von Ursache und Wirkung (also dem Kausalitätsprinzip), in der Entwicklung seelischer Merkmale jedoch läßt sich in keiner Weise von einer geistigen „Ursache" auf eine notwendig geistige „Wirkung" im Sinne des Kausalitätsprinzips schließen. Es kommt also bei einer geistigen Leistungsvoraussage keineswegs bloß auf einen gegebenen Krankheits- oder Gesundheitsbefund an, weil hier die Krankheit (und „minderwertige Begabung") gerade die „Ursache" einer gänzlich entgegengesetzten Wirkung: nämlich einer „gesunden" Lebensauffassung werden kann. Die Kulturfähigkeit eines großen Volkes bloß als Funktion seiner erbbiologischen Veranlagung (Belastung) ansehen, heißt den Begriff der Kultur mathematisch-naturwissenschaftlich berechnen und erklären wollen und ihn damit verflachen. Das allgemeine Gesetz der Entwicklung menschlichen Geistes steht im Gegensatz zu demjenigen Gesetz, das die Entwicklung des Körpers in seinen gesunden und kranken Tagen beherrscht. Hier regiert das Gesetz, daß die Wirkung der Ursache entsprechen muß und, hierdurch bedingt, das Gesetz von der Erhaltung der Veranlagung oder Belastung. Dort jedoch regiert ein Grundgesetz der Steigerung, nach welchem zwar jeder Vorgang im Seelenleben nach anderen erwirkt ist und seine Wirkungen hat, aber das, was in dem Produkt enthalten ist, kann in seinen Faktoren noch in keiner Weise aufgezeigt oder gar vorausgesagt werden. Deshalb gibt es gerade bei der ungeheuren Bedeutung, die man der Rassenkunde in unserem heutigen Volksleben einräumt, doch nur zwei mögliche Wege, auf denen man wirklich verantwortungsbewußt der Lösung so schwerwiegender Probleme zustreben kann: entweder der Rassenkundler bescheidet sich mit dem wissenschaftlich einwandfreien Nachweis erbbiologischer Grundtatsachen und deutet die Schnittpunkte zwischen Rasse und Kultur nur an; oder er muß — wenn er auch über die seelischen Probleme vom Rassenstandpunkt aus entscheiden will — für diese Strecke seines Weges Geisteswissenschaftler sein, d. h. aber hier: er muß die Gesetzmäßigkeiten der Kultur von ihrem eigenständigen Boden, den Geistes- und Geschichtswissenschaften her untersuchen und mit in Rechnung stellen. Dies hat Scheidt nicht getan.

Zuerst seien einige Hauptgrundsätze seiner Arbeit wörtlich wiedergegeben:

„Die Kulturfähigkeit eines Volkes ist die Summe seiner aktiven Anpassungsfähigkeiten. ‚Fähigkeiten' zuerkennen heißt künftige Leistungen voraussagen. Fähigkeiten kann man nicht sehen oder prüfen. Nur Leistungen kann man sehen und prüfen" (S. 18). „Einem Volke Kulturfähigkeit zuerkennen heißt also seinen Familien leistungsfähige Nachkommen voraussagen" (S. 18). „Deshalb ist die Frage nach der Kulturfähigkeit eines Volkes eine ausschließlich genetische Frage. Andere als erbliche Eigenschaften kommen dafür gar nicht in Betracht" (S. 18). „Man kann also Kulturfähigkeit eines Volkes mit der Summe der erblichen aktiven Anpassungsfähigkeit gleichsetzen" (S. 18). „Die Erblichkeit schöpferischer Begabung ist als Tatsache unwidersprochen" (S. 20). „Es bleibt nichts als die Tatsache, daß manche Stämme viele, manche weniger Kulturschöpfer hervorbringen können, und daß ein und derselbe Stamm in verschiedenen Generationen seines Lebens unterschiedlich ‚kulturfruchtbar' ist. Das aber erklärt sich nicht aus den Sternen, sondern einfach aus den generativen Schwankungen der durchschnittlichen Erbbegabung eines Volkes: je höher diese, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit für die Geburt kulturschöpferischer Menschen. Die kulturpolitische Folgerung aus dieser genetischen Erkenntnis ist selbstverständlich: Kultur und Kulturfortschritt kann nur dadurch wirksam gefördert werden, daß man die Wahrscheinlichkeit für die Geburt kulturschöpferischer Menschen erhöht" (S. 45 bis 46). „Die Kulturträger eines Volkes sind die Menschen der durchschnittlichen Begabungschichten, Leute, deren natürliche Veranlagung unter allen Umständen ausreicht, die volkstümlichen und zivilisatorischen Güter ihrer Kultur zu nützen" (S. 46). „Kulturunfähig sind die Unlehrbaren und die Asozialen eines Volkes. Als ‚unlehrbar' müssen alle Menschen gelten, welche durch geistige oder körperliche Gebrechen gehindert sind, kulturelle Leistungen der Kulturschöpfer so weit zu übernehmen, daß sie Kulturträger aus eigner Kraft werden können" (S. 57). „Eine Bilanz der Kulturfähigkeit muß die kulturellen Kräfte gegen das Trägheitsmoment der kulturunfähigen Masse abzuschätzen versuchen. Anzahl und Leistungsfähigkeit der Kulturschöpfer ist in Beziehung zu setzen zur Anzahl und Tragfähigkeit der Kulturträger. Denn die Kulturträger stellen die Gefolgschaft der kulturellen Führer" (S. 104). „Benutzt man zu einer Bilanz der Kulturfähigkeiten lediglich die Seite der geistigen Qualitätsschätzung, so kann man die Zahl der Hochbegabten mit der Anzahl der Führerbefähigungen gleichsetzen, und die durchschnittlich und überdurchschnittlich Begabten als ‚Kulturträger' ansehen. Dann trifft auf einen Führer durchschnittlich eine Gefolgschaft von nur 40 Kulturträgern, auf je zwei Kulturträger aber ein ‚Kulturarmer', ein minderbegabter Almosenempfänger des Geistes. Ein solches Drittel der Gesamtbevölkerung muß auf zivilisatorischen Krücken mitgeschleppt werden und belastet so die kulturelle Arbeit der gesunden Leistungsfähigen" (S. 115).

Dazu gehört folgende Statistik für das Jahr 1930, die die Erbbelastung des deutschen Volkes darstellen soll:

[1]) Berlin 1934, Alfred Metzner. 131 S. 4.50 M.

1. Schwerkrank

Geistig

Geisteskrank	300 000	
Epileptisch	100 000	
Psychopathisch	2 600 000	
Schwachsinnig, Idiotisch	900 000	
		3,9 Mill.

Körperlich

Blind	13 000	
Taub	22 700	
Schwer verkrüppelt	79 500	
Organ. Leiden	6 600 000	
		6,7 Mill.

2. Minderwertig

Geistig

Mangelhaft begabt	4 000 000	
Schwach begabt	14 500 000	
		18,5 Mill.

Körperlich

Schwachsichtig	120 000	
Schwerhörig	50 000	
		0,17 Mill.

3. Gesund

Geistig

Mittelmäßig begabt	21 000 000	
Ueberdurchschnittlich begabt	18 100 000	
Hochbegabt	900 000	
		40,0 Mill.

Körperlich

55 500 000

I. Naturwissenschaftlich-erbbiologische Einwände

Wir sehen einmal ganz von dem unberechenbaren Eindruck ab, den solch ein „statistisches Gesundheitszeugnis" auf den „durchschnittlich begabten" Leser unseres Volkes machen muß. Es stehe hier vielmehr nur die rein wissenschaftliche Berechtigung dieser summarischen Bilanz und die dabei angewandte Methode zur Diskussion. Hier wird es allerdings ohne Fragen an Scheidt nicht abgehen.

1. Steht die „Erblichkeit schöpferischer Begabung als Tatsache" wirklich so „unwidersprochen" fest, so wäre es für uns von außerordentlichem Interesse zu hören, an welchen gesetzmäßigen Erbgang Scheidt dabei gedacht haben mag. Geistige Fähigkeiten unterliegen keineswegs bloß dem Mendelschen Zahlengang, wo schon die körperlichen Vererbungsmerkmale ihn sehr oft durchbrechen, ohne daß dafür bereits eine hinreichende Erklärung gefunden wäre.

2. Die Behauptung, daß „die Frage nach der Kulturfähigkeit eines Volkes ausschließlich eine genetische" sei, daß für diese Frage also nur „erbliche Eigenschaften" in Betracht kämen, wird von vielen Rassenforschern, von allen Kultur- und Geschichtskennern sicher stark bestritten werden. Mit welchem Recht nimmt Scheidt nur die Mixovariation (d. h. die Veränderung durch Kreuzung, Mischung zweier Individuen) zum Ausgangspunkt seiner Darlegungen? Kann man heute schon, wo man gerade diesen Erbgang der Kreuzung nur an Tieren und Pflanzen (also nur für die körperlichen Merkmale) durchgeführt hat, auch nur mit einer möglichen Sicherheit schließen, daß das Geistige diesem Erbgang folgt? Besteht nicht auch noch die Möglichkeit, daß Geist und Körper doch etwas grundsätzlich voneinander Verschiedenes sind? Und welchen stichhaltigen Grund hat Scheidt dafür, daß das Geistige nicht vielleicht viel mehr der Parakinese (den Außenwelteinflüssen) und Idiokinese folgt, also sein Gepräge mehr den Umwelteinflüssen und der Individualanlage als den rassischen Erbeinflüssen verdankt? Daß die geistige und körperliche Erbmasse den gleichen Erbgang aufweisen sollen, ist nicht schon damit erwiesen, daß man die altbekannten Beispiele aus den Dichter-, Musiker- und Erfinderfamilien anführt. Diese Art der Beweisführung ist unwissenschaftlich, denn sie bleibt auch bei Aufzählung von hundert Fällen im Verhältnis zu den Millionen eines Volkes Demonstration am Einzelfall, ohne Beweiskraft für eine sogenannte „Durchschnittsrechnung".

3. Grundlage einer solchen „Voraussage" für die Kulturfähigkeit eines Volkes ist die Behauptung von der Stabilität (Unveränderlichkeit) der körperlichen und geistigen Erbmasse. Wie verhalten sich zu dieser Behauptung die Wandlungen der Kultur? Decken sich Kulturkreise und rassische Erbeinheiten? Liegt nicht vielleicht ein deutlicher Hinweis auf den unterschiedlichen Erbgang von geistigen und körperlichen Merkmalen in dem Gang der Geschichte eingeschlossen, der genug Beispiele aufweist, wo, vererbungsbiologisch angesehen, körperlich „kranke" Völker (ich denke an die Römer) eine gleichzeitige Steigerung der sogenannten Kulturfähigkeit aufweisen? Oder einmal umgekehrt gefragt: Warum ist nicht das erbbiologisch gesunde Volk der Friesen zum „Kulturschöpfervolk" der Deutschen geworden? Das müßte doch nach Scheidts Rechnung unbedingt eingetroffen sein!

4. Mit welchem Recht setzt Scheidt Schwerkranke, Minderwertige und Gesunde (nach ihrer geistigen und körperlichen Konstitution) in Hinsicht ihrer „Kulturfähigkeit" gleich mit den Ausdrücken „kulturunfähige Masse, Kulturträger, Kulturschöpfer"? So einfach steht es mit der Kulturfähigkeit eines Volkes doch nicht. Wieviel „Hochbegabte" der obigen Statistik sind als „Führer" völlig unbrauchbar und wieviel „Minderwertige" sind zu besten Führern geworden! Gerade die Einschränkung dessen, was hier als „hochbegabt und minderwertig" hingestellt wird, auf die bloße „erbliche Veranlagung", ist unzulässig, denn Kulturfähigkeit ist weitaus mehr, als die „Summe aktiver Anpassungsfähigkeiten"! Welche „Kulturfähigkeit" würde Scheidt nach solcher Methode einem Nietzsche oder Beethoven zugesprochen haben? Es geht eben einfach wissenschaftlich nicht an, daß man Voraussagen der Kulturfähigkeit eines Volkes bloß auf Grund seiner erbbiologischen „Gesundheit" anstellt. Warum hat Scheidt nicht den wichtigsten Faktor der Kulturfähigkeit einbezogen, wie er sich in den plötzlichen, unberechenbaren Einbrüchen großer geistiger Bewegungen (ich nenne nur das Christentum oder den Nationalsozialismus) in der Geschichte auswirkt? Oder bleibt die Kulturfähigkeit trotz dieser erbbiologisch ungreifbaren Mächte immer auf derselben Höhe? Ich erinnere eben nur an die Kulturfähigkeiten der Germanenstämme vor und nach dem Durchbruch des Christentums! Aber diese Frage beantworten, hieße ja schließlich den Geist über das Blut, unberechenbares Leben über eine mühsam erdachte Rechnung stellen.

II. Einwände geisteswissenschaftlicher Art

Hier seien nur noch die besonders wichtigen Unterscheidungsmomente zwischen Kulturschöpfer, Kulturträger und kulturunfähiger Masse zu den Begriffen Führer und Gefolgschaft herangezogen und die christlich-ethische Seite solcher Betrachtung gestreift.

1. Wir sind der Meinung, daß nicht nur die dunklen, kaum übersehbaren Schicksale der Blutmischung und die damit zusammenhängende erbliche Veranlagung oder Belastung den großen geschichtlichen Menschen schafft (auch nicht in seiner bloßen Fähigkeit, es zu werden!), sondern die jeweils herrschenden Vorbilder, geistigen Ideen, gesellschaftlichen und sozialen Zustände können die beste „Fähigkeit" unterdrücken, und die schlechteste Veranlagung zum äußerlich kulturellen „Träger" machen. Von hier aus scheint mir auch der rassehygienische Heilplan Scheidts (der in der Verhütung unwerten Lebens besteht) in seiner kulturellen Auswirkung nicht „den" Heilerfolg zu versprechen, da zwischen körperlicher und geistiger Gesundheit und Leistungsfähigkeit kein errechenbares Verhältnis besteht. Ja, es ist doch meistens so, daß gerade körperliche Gebrechlichkeit in einem Menschen die geistige Hochspannung schafft, die ihn nicht nur trotz, sondern gerade wegen dieses seines unheilbaren Leidens erst zum Kulturschöpfer macht.

2. In der Rechnung Scheidts ist ferner notwendig (wegen der äußersten Weite seines Führerbegriffs) der Fehler eingeschlossen, daß das Wort „Führer" in jedem Augenblick auch sein gerades Gegenteil bedeuten kann. Damit will ich hier nur

soviel sagen, daß die von Scheidt in Rechnung gestellten Zahlen für „Führer und Gefolgschaft" auch für solche Fälle zutreffen, wo er zum gewissenlosen Demagogen wird. Der Führer kann „Führer" sein, aber auch Ver-führer, er kann Führer eines Tugendbundes oder einer Räuberbande sein, sofern er nur „führen" will und eine „Gefolgschaft" hat. Führertum in seiner bloß erbbiologischen Möglichkeit gesehen, muß in der geschichtlichen Wirklichkeit oft vielmehr zur kulturunfähigen Masse gezählt werden, weil er als Verführer z. B. den Kulturbegriff gar nicht erfüllt, sondern umkehrt. Das heißt aber, daß der Begriff „Führer" erst in dem Augenblick seines wirklichen Vollzugs begriffen werden kann, und also keine erbbiologische, sondern soziologische Größe ist. Läßt man dies jedoch außer acht, so sehe ich gar keinen Grund, warum Scheidt nicht zur Verdeutlichung seines rein biologisch unterbauten Führerbegriffs das einfachste Beispiel herangezogen hat: nämlich die „Führer- und Gefolgschaft" in den sogenannten Tiergesellschaften, wo der Herde auch ein Leittier, und zwar das stärkste und gesündeste, vorangeht. Hier deckt sich nämlich die biologische Möglichkeit mit der lebendigen Wirklichkeit, weil die Auslebung des Bios eben das einzige und höchste Daseinsgesetz der Tiere ist. Beim Menschen fällt aber der biologische und kulturelle Lebensplan auseinander.

3. Mag es auch schwierig sein, im einzelnen Falle zu entscheiden, was bei dem großen geschichtlichen Menschen, dem Führer oder Genius, auf Rechnung der Tradition und auf die der Vererbung kommt, so wird doch Jeder zugeben müssen, daß die mosaikartige Zusammensetzung der Menschen aus einer bloßen Summe von erbbiologischen Einzelzügen (S. 18, 45, 104) nicht den ganzen Menschen trifft. Was Scheidt hier unter „Kulturfähigkeit" versteht, für die allein die „erblichaktive Anpassungsfähigkeit" entscheidend sein soll, scheint mir mehr dem zivilisatorischen Geist zu entsprechen, der in seiner Vorsicht, Klugheit, Begabung und Fähigkeit die beherrschbare Seite der Welt meistert, damit aber noch keineswegs wirklich „Kulturträger" oder „Kulturschöpfer" zu sein braucht. Zivilisation mag allenfalls noch nach ihrer erbbiologischen oder statistischen Möglichkeit hin greifbar sein, wie man beliebige Naturvorgänge begreift, die man dann vielleicht technisch (erbhygienisch) lenken muß, damit Nutzen erzielt, Schaden verhütet wird. Die „Kulturfähigkeit" aber, die Scheidt aus dem zweiten und dritten Teil seiner Statistik (Minderwertig und Gesund) errechnet, gehört zu einem „Bildungsbegriff", der in der heutigen Zeit nicht zu Unrecht verpönt ist. Dieser Bildungsbegriff war nämlich das Produkt aus „Fähigkeiten" und „Arbeitsleistung" eines Menschen, wie er es als „Ergebnis eines Studiums" vorlegen konnte in der Masse seines Wissens. Auf dieser Stufe ist für die Begriffe Führer und Gefolgschaft jedoch nichts entschieden, weil der Mensch erst sich selber finden muß (neben und nach der bloßen Aneignung fremden Erkenntnisstoffes), bevor man etwas über seine wirkliche Kulturleistung voraussagen will. Dafür fehlt uns aber vorerst noch jegliche Methode, um diese Bildungsstufe statistisch zu erfassen. Die geschichtliche Möglichkeit des kulturellen Menschen jedoch, d. h. des Menschen, der für eine Zeit positive Werte schafft, läßt sich erst in der Stunde seines Kommens ahnen und seines Eintritts bewundern, nicht einmal begreifen, denn er ist vom Gehorsam gegen die Naturgesetze entbunden. Ich denke an Kant: Der Genius ist ein Wesen, das ohne Regel Mustergültiges schafft, und fahre mit G. Simmel fort, der einmal sagt: es ist das Wesen des Genies, zu wissen, was es nie erfahren hat, und das auszusprechen, dessen Bedeutung es selbst nicht ermessen kann.

4. Scheidt ist mit Fritz Lenz u. a. der Meinung, daß ein Drittel der deutschen Gesamtbevölkerung „auf zivilisatorischen Krücken mitgeschleppt" werden müßte, die so „die kulturelle Arbeit der gesunden Leistungsfähigen" belaste. Ich rühre nur noch die christlich-ethische Seite an, von der in diesem Buch aber auch gar nichts zu spüren ist: Was ist denn menschliches Leben? Ist es der bloße Bios? Ist es bloße Kultur, und welche Kultur ist des Lebens wert? Hat Schwachheit und Krankheit keinen Lebenssinn? Das Leiden, das in diesen Millionenzahlen der obigen Statistik ausgedrückt ist, kann es nicht ein Volk zum wahrsten Beruf seines Lebens, der Opfergemeinschaft, aufrufen? Biologische Gebrechlichkeit kann die Seele zur Kraft aufrufen, und wer will sagen, ob das nicht ein Weg und der Wille Gottes ist? Das Leiden hat noch seinen Lebenssinn, wenn es aufruft zum Dienst, zur Liebe und Barmherzigkeit! Ist „unheilbares" Leben wirklich so „wertlos" (in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht), daß man es nur als „Last" empfinden muß? Man höre einmal Bodelschwingh: „Unter der Oberfläche des Verfalles aller körperlichen und seelischen Kräfte spürten wir verborgene Tiefen, wie man sie bei gesunden Leuten selten findet." Paul Althaus (Erlangen) hat in einem Vortrag in Bremen über das Thema „Unwertes Leben im Lichte des christlichen Glaubens" einmal gesagt:

„Was bedeutet in dieser Hinsicht Bodelschwinghs Bethel, die Stadt der Kranken, für unser ganzes Land! Was wäre unsere Kultur, unser völkisches Leben ohne dieses Herz, den Dienst am schwachen, verfallenen Leben! Alle unsere Freude am gesunden Leben, alle Liebe zum Starken, alle Arbeit für die biologische Ertüchtigung unseres Volkes bekommt ihre tiefe Reinigung und Weihe erst dadurch, daß wir zugleich für das Kranke bereit sind, ohne nach Produktivität und kulturellem Wert zu fragen. Ohne diese Weihe würde die Pflege der Stärke, Gesundheit und Kraft ihren tiefsten menschlichen Ernst verlieren! Unproduktive Opfer? Ein Gesamtleben, das dazu nicht willig wäre, ginge bald trotz aller biologischen Gesundheit an seiner inneren Hohlheit und Nichtigkeit zugrunde. Denn die Seele des Lebens ist der Einsatz für die Brüder, der in keiner Hinsicht danach fragt, ob es lohnt, der aus der Ehrfurcht vor der Würde des Lebens und aus dem inneren Muß der Liebe Gottes stammt." [2])

Kiel Otto Hubele

Wilhelm Roschers Staatslehre

Im Jahre 1892 veröffentlichte der hervorragende Leipziger Nationalökonom Wilhelm Roscher († 1894) sein zeitgemäßes Werk: „Politik, geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie." Dieses Werk ist jetzt (1933) im Verlag von F. W. Hendel (Naunhof bei Leipzig, 608 Seiten) neu gedruckt worden,[1]) und zwar unverändert, wenn auch im Titel das Wort „Politik" fortgelassen ist — vielleicht, um eine irrtümliche Auffassung auszuschließen. Denn in die gegenwärtige politische Lage kann und will es nicht eingreifen. Gleichwohl ist es überaus zeitgemäß und wert, in der Gegenwart gelesen und beherzigt zu werden. Es ist ein Werk, das nicht totes Wissen, sondern lebendiges Verständnis bringt und deshalb auch zur Verständigung dienen kann. Roschers Buch ist inhaltsreich und großzügig wie wenige andre und ruht auf einer umfassenden Kenntnis der Geschichte der Völker und ihrer Literaturen. Es ist wohlgegliedert und übersichtlich und bietet eine Fülle großer Gesichtspunkte und charakteristischer Einzelheiten.

Es berücksichtigt nicht bloß die geschichtlichen, politischen und juristischen Fragen, sondern auch die wirtschaftlichen, die philosophischen und die sittlich-religiösen. Es ist klar, leicht lesbar und fesselnd geschrieben, im Urteil besonnen, bescheiden und gerecht. Für den Kenner der Geschichte ist es zugleich eine anmutige Wiederholung und eine praktische Anwendung, für jeden Leser eine fast unerschöpfliche Fundgrube von Tatsachen, Gedanken und Problemen. Dabei ist nicht nur die Fülle und Anschaulichkeit bewundernswert, sondern vor allem auch das Streben, die letzten Grundgedanken und die organischen Zusammenhänge darzulegen.

Es ist in sechs Bücher eingeteilt. Das erste handelt von der Monarchie im allgemeinen, als deren Grundlage das Einheitsprinzip erklärt, als deren erste Verkörperung das „Urkönigtum" bei den verschiedenen Völkern in seiner Entwicklung behandelt wird. Das leitet dann zur „Aristokratie" über, die im zweiten Buch als Ritteraristokratie, Priesteraristokratie und Städtearistokratie geschildert wird; bei ihr gilt das Prinzip der Ausschließung, woraus dann mancherlei praktische Folgerungen und sekundäre Eigentümlichkeiten sich ergeben. Das dritte Buch kehrt zur Monarchie zurück, zur

[2]) „Von der Verhütung unwerten Lebens." Ein Zyklus in fünf Vorträgen. Herausgegeben von Meyer und Duncker. Bremen, v. Halem Export- und Verlagsbuchhandlung 1933. S. 89.

[1]) Für 4.80 M. Nicht im Buchhandel, sondern nur direkt vom Verlag zu beziehen.

absoluten Monarchie, ihrer Entstehung, ihren Gebieten, ihren Methoden und Mitteln. Roscher unterscheidet drei Hauptarten der absoluten Monarchie: die konfessionelle (Philipp II.), die höfische (Ludwig XIV.) und die aufgeklärte (Friedrich der Große); er behandelt daneben besonders England, Griechenland und Rom. Das vierte Buch erläutert Wesen und Eigentümlichkeiten der Demokratie, deren Grundprinzip die Gleichheit ist. Es legt ausführlich die Freiheiten der Demokratie dar, ferner die allmähliche Ausdehnung des Vollbürgerrechts, die Maßstäbe der Einteilung des Volkes, die Unmittelbarkeit der Volksherrschaft und den Charakter des demokratischen Beamtentums. Dazu werden dann der Verfall der Demokratie und die Mittel dagegen erörtert. Durch Beispiele von Athen, Rom, den mittelalterlichen Zunftdemokratien, von der Schweiz, Nordamerika und der Französischen Revolution werden die verschiedenen Ausgestaltungen demokratischer Verfassung anschaulich gemacht. Im fünften Buche werden unter dem Titel „Plutokratie und Proletariat" Bilder gezeichnet von dem Verfall des Mittelstandes, von der plutokratisch-proletarischen Spaltung in Rom und bei anderen Völkern und von Sozialismus und Kommunismus. Dabei werden Vorbeugungs- und Heilmittel gegen die plutokratisch-proletarische Volkskrankheit dargestellt. Gegenstand des letzten Buches ist der „Cäsarismus" (d. h. die Militärtyrannis), der in seinen allgemeinen Eigentümlichkeiten charakterisiert und in seinen geschichtlichen Ausgestaltungen — Rom, Griechenland, Karthago, das neuere Italien, Cromwell, Napoleon — im einzelnen geschildert und beurteilt wird.

So gewährt das Ganze dem politischen Denken und Fragen zugleich reichhaltigen Stoff und wichtige Maßstäbe. Es bewahrt vor Einseitigkeit und Fanatismus. Es bietet kein unmittelbares Urteil über die heutige politische Lage und Aufgabe. Denn das „Dritte Reich" ist weder Monarchie noch Aristokratie noch Demokratie, noch weniger absolute Monarchie oder Cäsarismus oder eine Form der Plutokratie oder der Proletarierherrschaft. Aber von jeder jener drei Verfassungsformen hat es etwas: das Prinzip der Einheit ist durch das Führerprinzip festgelegt, die Ausschließlichkeit wird wenigstens in bestimmten Grenzen hinsichtlich Art und Rasse durchgeführt; auch die Gleichheit soll zur Geltung kommen. Darum wird man für die mittelbare Beurteilung der Gegenwart in Roschers Werk allerlei wichtige und wertvolle Gesichtspunkte finden.

Im Unterschiede von der Art, wie man solche Fragen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu behandeln pflegte, ist Roschers Darstellung und Urteil nicht auf bloße Ideen, Begriffe und logische Ableitungen gegründet, sondern auf geschichtliche Tatsachen, wie sie in dieser Fülle selten zusammengetragen sind. Eine Kritik wird sich hier notwendigerweise darauf beschränken müssen, diese Tatsachen entweder zu widerlegen oder zu ergänzen oder eine andere, richtigere Deutung für sie vorzutragen. Selbstverständlich ist Roschers Urteil nicht unfehlbar. In bezug auf die Aussichten des Kommunismus z. B. hat er sich zweifellos geirrt. Aber ein überaus sorgfältiger, gewissenhafter und gerechter Schiedsmann bleibt er. Da sein Werk schon 1892 erschienen ist, so ist es von allen Gegensätzen und Leidenschaften der Gegenwart völlig unberührt, es ist unbefangen und unparteiisch und deshalb für den ernsthaft Suchenden und Fragenden doppelt wertvoll. Es regt zu selbständiger Besinnung und eigenem Urteil an. Charakteristisch und auch in der Gegenwart beherzigenswert ist der Schluß seines Vorworts:

Mein höchster wissenschaftlicher Wunsch für unsere parteizerrissene Zeit geht dahin, es möchten die wahrheits- und vaterlandsliebenden Männer aller Parteien die Irrtümer und Sünden ihrer eigenen Partei und das Wahre und Gute, das sich bei den andern Parteien findet, klarer einsehen und nach dieser Einsicht versöhnlicher handeln lernen. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn mein Buch hierzu ein Scherflein beitragen könnte.

Frankfurt a. M. Wilhelm Bornemann

Rumpelstilzchen

Nr. 55 der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm[1])

Das Hauptmotiv dieses Rätselmärchens ist: man ist erlöst, wenn man den Namen des Koboldes, des Bösen, des Dämonen errät.

[1]) Vgl. CW 1933, Sp. 1133: Die deutsche Märchenwelt, von W. Bornemann.

Es ist allbekannt das Märchen, das von einem armen Müller erzählt, der eine schöne Tochter hat. Um sich ein Ansehen zu geben, sagt er zum König: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen." Da muß das Mädchen an den Hof des Königs kommen, wo sie auf die Probe gestellt werden soll, ob es wirklich mit ihrer Kunst etwas auf sich hat.

Da saß nun die arme Müllerstochter in ihrer Kammer und wußte um ihr Leben keinen Rat. Sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer. Da kam der Kobold, der Dämon, das kleine Männchen, und versprach, ihr das Stroh zu Gold zu spinnen. Als Entgelt bekam er für die erste Nacht das Halsband, für die zweite den Ring des Mädchens und für die dritte verlangte er das erste Kind, das sie als Königin bekommen wird. Das Mädchen versprach es.

Als nun der Kobold nach einem Jahre sich das Kindlein holen will, verspricht die Königin dem Dämon alles, was er sich wünscht, wenn er ihr das Kindlein lassen wollte. Aber unerbittlich spricht das Männchen: „Nein, etwas Lebendiges ist mir lieber als alle Schätze der Welt." Da fängt die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männlein Mitleid mit ihr hat und sagt: „Drei Tage will ich dir Zeit lassen; wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten."

Auf all die Namen, die die Königin am ersten und zweiten Tage nennt, antwortet das Männlein stets: „So heiße ich nicht." Durch ein Wunder wird der Königin der Name „Rumpelstilzchen" offenbart. Und die Erlösung ist da.

Dieses Märchen wird in verschiedenen Abweichungen in allen Gegenden Deutschlands erzählt. Auch in anderen Ländern. Im Hessischen lautet ein Märchen: „Eine Frau geht an einem Garten vorbei, worin schöne Kirschen hängen, sie bekommt ein Gelüsten, steigt ein und ißt davon. Ein schwarzer Mann kommt aus der Erde, und sie muß ihm für den Raub der Kirschen ihr Kind versprechen. Als es geboren ist, dringt der Schwarze durch alle Wachen, die der Mann aufgestellt hat, und will der Frau nur dann das Kind lassen, wenn sie seinen Namen errät. Nun geht der Mann nach, sieht, wie er in eine Höhle steigt, die von allen Seiten mit Kochlöffeln behangen ist, und hört, wie er sich Federflitz nennt."

In einem finnischen Märchen verheißt der Baumeister eine große Summe dem, der die Namen der Riesen entdecke, die beim Kirchenbau geholfen. Eine Riesenmutter singt von Kilia Nanni und dem Fremdling. Die Unterirdischen führen Namen, die bei den Menschen nicht im Gebrauch sind, und wollen nicht, daß man ihre Namen weiß. Denn mit des bösen Geistes Namen vernichtet man seine Macht. Daher verspricht in einer Tiroler Sage ein Priester einer Dirne, sie von ihrem teuflischen Liebhaber zu befreien, sobald sie ihm dessen Namen angebe. Den erfährt sie durch zwei Knaben, die nachts sein Lied hören, in dem der Name Kälberfuß vorkommt. Sogar im Tiermärchen finden wir dieses Motiv. In einem Tiermärchen aus Kamerun will die Tigerkatze den Tieren ihre Beile nur leihen, wenn sie ihren Namen erraten. Auf den Rat der Spinne tut die Antilope einen Fisch in die Vogelfalle und einen Vogel in die Reuse und horcht, wie die Kinder der Tigerkatze diese anreden.

Andere Namen der Kobolde, Wichtelmännchen, die in ähnlichen Märchen vorkommen und geraten werden sollen, sind folgende: Fitlefitchen, Spitzbärtle, Berlewittchen, Hahnenkickerle, Silbersingerle, Frumpenstiel, Hippche, Pumpernelle, Holzrührlein, Verlefränzchen, Hoppentienchen usw.

Von dem Bau des Domes zu Lund (Schweden) erzählt man, daß ein Riese dem heiligen Laurentius den Bau zu vollenden verhieß; wenn dieser ihm aber nachher seinen Namen nicht zu nennen wisse, so habe er ihm Sonne und Mond zu geben oder müsse sich seine Augen ausstechen lassen. Als das Werk fast vollendet war, ging der Heilige sorgenvoll umher, da hörte er die Stimme der Riesenfrau: „Schweig stille, mein Kind! Bald kommt dein Vater Fint und bringt dir Sonne und Mond zum Spielzeug oder des heiligen Laurentius beide Augen." Froh kehrte Laurentius heim. Als er den Riesen mit seinem Namen anredete, ward dieser zu Stein. Auch in der

Saga von Turandot (Tausendundeine Nacht) und auch in dem Schillerschen Drama Turandot, Prinzessin von China, will der Prinz Kalaf dann erst sein Haupt hergeben, wenn sie seinen Namen erraten könnten. Eine der Sklavinnen der Prinzessin geht listig zu dem Prinzen und erzählt ihm von der grausamen Unmenschlichkeit der Turandot, die ihn ermorden lassen wolle, weil sie sein Rätsel nicht raten könne. Da ruft er unvorsichtig aus: „O Timur! O Timur! Unglückseliger Vater, so muß dein Kalaf enden!"

Diese Rätselmärchen sagen uns: die Kobolde, Geister, Dämonen wollen nicht, daß die Menschen ihre Namen wissen. Das hat eine tiefe Bedeutung. Der Name bedeutet das Wesen des Dämonen; wenn man den Namen weiß, kennt man seine Gefährlichkeit, seine Gesinnung, und hütet sich vor ihm. Wer die unheimliche Macht des Bösen kennt, bleibt ihm gegenüber nicht arglos, sondern ist ein kluger, tapferer, beharrlicher Kämpfer. Auch die ägyptischen Zauberpriester waren davon überzeugt, daß man mit dem geheimen wahren Namen des vielnamigen Sonnengottes Re Macht über alles Mögliche gewinnen konnte, ja selbst über Re Macht hätte. Sie erzählten eine lange Geschichte davon, wie sie in den Besitz dieses Namens gekommen seien, den der Gott selbst vor den anderen ganz geheim hielt.

Wir erinnern uns daran, welche Rolle die Vorstellung von Namen, sei es des Namens Gottes, sei es des Namens, den Gott den Menschen gibt, auch in der Bibel spielt. 2. Mos. 31, 12: Ich kenne dich mit Namen; Jes. 43, 1: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein; Offenbarung Joh. 3, 1: Ich weiß deine Werke, denn du hast den Namen, daß du lebest und bist tot; Lukas 10, 20: Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben stehen. Der Name ist mit dem Wesen des Menschen verknüpft. Wer ein neues Wesen, einen neuen Geist empfangen hat, ein ganz anderer Mensch wird, muß auch einen neuen Namen erhalten, der sich mit dem neuen Wesen deckt. Darum heißt es Jes. 62, 2:

Es werden die Völker deine Gerechtigkeit sehen und alle Könige deine Herrlichkeit und man wird dich mit einem neuen Namen nennen, den der Mund des Herrn bestimmen wird. Und du wirst eine herrliche Krone in der Hand des Herrn sein und ein königliches Diadem in der Hand deines Gottes. Nicht wird man mehr zu dir sagen: „Verlassene." Auch zu deinem Lande wird man nicht mehr sagen: „Wüste", sondern man wird dich heißen: „Meine Lust an ihr" und dein Land: „Die Gefreite", denn Lust wird der Herr an dir haben, und dein Land wird umfreit werden.

Eine ähnliche Stelle finden wir in der Offenbarung Joh. 2, 17: „Ich will ihm einen weißen Stein geben und auf dem Stein einen neuen Namen, den niemand kennt, als wer ihn empfängt." Diese Worte sind an die alte Königsstadt Pergamon gerichtet, die damals Sitz einer römischen Provinzialverwaltung war. Der weiße Stein erinnert ohne Zweifel an die dort verbreiteten Amulette (Asklepios-Kultus). Bei ihnen waren besonders wichtig die heiligen, geheimnisvollen Namen, die nur den Wissenden bekannt waren. Solche Amulette mit ihren Namen verliehen ihren Besitzern ungeahnte Macht gegen alle Gefahren. Die Stelle bedeutet also, daß Gott seinen Getreuen mit dem weißen Stein und dem neuen Namen etwas geben will, das durch alle Drangsal und Fährnisse sie hindurch zum Heile führen wird.

Naumburg a. S. Karl Hemprich

Ausklang des Naturalismus

Jahresringe. Innenansicht eines Menschenlebens. Von Alfred E. Hoche. München, Lehmann 1934. 4,50 u. 6 M.

In einem außerordentlich fesselnden, reizvoll und glänzend geschriebenen Buche gibt einer der bekanntesten deutschen Psychiater und Vertreter des alten Naturalismus einen Rückblick auf seinen Werdegang und offenen Einblick in seine vom Naturalismus und daraus zwangsläufig sich ergebenden Pessimismus beherrschte Innenwelt. Das Erscheinen dieses abschließenden Buches kontrastiert in bemerkenswerter Weise mit dem Tatbestand, der in diesem selben Jahre in dem ersten Bande des „Bios" („Ideen und Ideale der biologischen Erkenntnis", von Adolf Meyer, Hamburg) hervortritt: der immer klareren Ueberwindung des naturalistischen Denkens durch die Naturwissenschaft selber. Für Hoche ist, trotz allem, was dagegen gesagt ist, die geistige Welt nur Epiphänomen, d. h. „eine sachlich überflüssige Zugabe zu den materiellen Vorgängen". Denn „der Geist ist nirgends zu finden als in dem Geschehen in Menschenköpfen, und wenn sie eines Tages nicht mehr vorhanden sein werden, hat es auch mit diesem Geiste ein Ende" (142). Darum gehört, wie er es früher formulierte, „das Dasein einer realen geistigen Welt zu den gesetzmäßigen Illusionen, an denen unser Dasein so reich ist". Er merkt nicht, daß dieses sein Gedankengebilde die verhängnisvollste Illusion ist, die ihm seine Innenansicht beschattet. Wenn der Gehirnforscher nicht sehen will — denn erinnert hat man ihn daran —, daß zur Entstehung von Vernunftorganen, also von Menschenhirnen, im Verlaufe der organischen Entwicklung — eine der unsrigen freilich unendlich überlegene Vernunft, also Geist, gehört, der in unausdenkbaren Zeiten vor dem homo sapiens am Werke war, so ist das Ende des Gedankengangs in notwendiges Dunkel gehüllt. Hoche spricht (S. 269) von der Seltenheit der Gebildeten, „die wirklich bis zu Ende denken und nicht abstoppen, wenn die Ergebnisse anfangen, unbequem und unangenehm zu werden". („Denn unangenehme Denkergebnisse werden auf die Dauer von den Durchschnittsmenschen nicht ertragen.") Bei all seiner sonstigen erstaunlichen Vielseitigkeit denkt er aber in diesem Falle ganz und gar einseitig. Er denkt nur an das Denkergebnis des Naturalisten: den Atheismus. Es gibt aber nicht wenige Gebildete, die den Gedankengang da abdrosseln, wo das Ergebnis der Theismus, die Wirklichkeit des lebendigen Gottes, sein könnte. Denn da geht so Manchem die sehr unangenehme Ahnung auf, daß der Mensch in Wirklichkeit nicht, wie er sich einbilden möchte, sich selber gehört, sondern dem, der ihm diese Existenz auf unbestimmte Zeit geliehen und anvertraut hat, — also der peinliche Gedanke der schlechthinigen Verantwortung Dem gegenüber, ohne den wir keinen Atemzug tun und keinen Gedanken (auch nicht den atheistischen) denken können, — und der vor allem auch den unbedingten Anspruch auf das Wesentliche an uns, den Willen, hat. Nos omnes voluntates sumus [1]) (Augustin). Für Menschen mit dem Leporello-Motiv: „Ich will selbst den Herrn machen!" und die mit dem Motto reisen: „Wenn ich nur mich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde", ist der Gedanke an das alte, unerschütterlich wahre Erste Gebot: „Ich bin der Herr! Dein Gott!" im höchsten Grade fatal, und es ist eine sehr feine und richtige Beobachtung, wenn Hoche (S. 268) sagt: „Auch der wissende Mensch bedarf immer einmal wieder bei schweren Wettern eines bewußten Willensaufwandes [2]), um ein dunkles Gefühl unheimlicher, nicht rein physikalischer Drohung nicht in sich hochkommen zu lassen." Dieser bewußte Willensaufwand ist das von ihm an anderer Stelle ironisierte Abstoppen vor dem unangenehmen Denkergebnis. Da entfliehen dann jene Stoßseufzer, wie der eines armen Bedrängten:

Wenn mich der liebe Gott bedrückt,
Mit höchst fatalen Fragen zwickt,
Dann sehn' ich mich in dieser Welt
Nach dem, der Ihn in Frage stellt:
Komm, sag' mir armem Erdensohn:
„Der liebe Gott ist Illusion!"

Die beiden Kapitel: „Vom lieben Gott" und „Vom Sinn des Lebens" hätte Hoche seinem Rufe als ernster Denker nicht antun sollen. Denn manche seiner Argumente haben schon zu lange im Schaufenster der Wald-und-Wiesen-Freidenker gelegen. Von einem so hochstehenden Gelehrten erwartet man gediegenere Stöße. Da aber die beiden Kapitel nun einmal geschrieben sind, so hat hier der Geschichtsschreiber dieser nun zu Ende gehenden Epoche des Naturalismus ein eindeutiges Dokument für die Wahrheit des Goethewortes aus den „Maximen und Reflexionen": „Wer beim Zuknöpfen das erste Knopfloch verfehlt, wird mit dem Knöpfen nie zu Rande kommen."

Das zeigt sich am deutlichsten gegenüber der Todesfrage und im besonderen gegenüber dem Selbstmord. Für den Christen stehen über jedem einzelnen Falle die drei Worte Matth. 7, 1, Luk. 23, 34 und 1. Joh. 3, 20. Aber ob die Gedanken, die über Selbsttötung in aller Oeffentlichkeit eine anerkannte psychiatrische Autorität ausspricht, nicht eine starke Suggestivkraft auf schwankende Gemüter ausüben müssen, diese Frage legt dem Psychologen eine nicht geringe Verantwortung auf.

Das Ende ist Resignation. Nicht die christliche, sondern die stoische. Auch der Stoiker Seneca flüstert tröstlich: patet exitus (man kann hinausgehen). Die christliche Resignation leuchtet bei Lukas 23, 46.

Es liegt über dem feinen, von viel ererbtem Humor erleuchteten Buche eine letzte leise Wehmut. Darum stellt man sich beim Ver-

[1]) Wir alle sind Willen. D H
[2]) Von mir gesperrt. V.

lassen des Buches trotz aller Bedenken nicht negativ, sondern positiv zu dem Verfasser ein. Und es ist gut, daß der Ewige, vor dem wir Alle stehen, Theisten und Atheisten, nach einem ausdrücklichen Worte Jesu nicht auf unsre Ansichten, sondern auf unsre Aufrichtigkeit sieht.

Karlsruhe Paul Jaeger

Blick in die Welt

Kirche und Politik

Die Kirchen und der Krieg. Von der Weltkonferenz des ökumenischen Rates für Praktisches Christentum in Fanö hat man in Deutschland nur die Resolution beachtet, die er zur Lage der evangelischen Kirche in Deutschland angenommen und veröffentlicht hat. Wenig oder gar nicht bekannt ist aber die Tatsache, daß auf der Konferenz des Arbeitsausschusses wichtige Erklärungen gegen das Kriegsgerede mancher Nationen abgegeben wurden; die Aufrüstung und Drohung mit Gewaltmaßnahmen wurden entschieden verurteilt. Im sechsten Abschnitt dieser Botschaft wendet sich der Weltbund an die ihm angeschlossenen Vereinigungen in den verschiedenen Ländern und zugleich an alle Christen mit der Bitte, mit aller Macht darauf hinzuarbeiten, daß ihre Völker auf dem Weg des Friedens bleiben mögen. Für das Aufrüsten in der ganzen Welt wird in einer weiteren Botschaft die private Fabrikation von Waffen und Munition verantwortlich gemacht und die Vereinigungen zu klarer christlicher Stellungnahme gegen den Waffenhandel aufgefordert. Zum Eintritt Rußlands in den Völkerbund wird die Forderung erhoben, daß damit nun auch die Freiheit des Gewissens und des Gottesdienstes einhergehen müsse. Vom Völkerbund wird ferner eine beschleunigte Behandlung des Problems der assyrischen Christen gefordert (vgl CW Sp. 593 f.). Eine letzte Entschließung setzte sich für den österreichischen Protestantismus und dessen Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Gleichberechtigung aller gesetzlich anerkannten christlichen Bekenntnisse „nach allen Richtungen des bürgerlichen Lebens“ ein. Der deutsche Protestantismus hat alle Ursache, diesen Entschließungen freudig zuzustimmen.

*

Weltanschauung und Religion

Ehrung des Feindes. Ein Kriegerdenkmal zu besitzen, das auch dem Feind gewidmet ist, darf sich die Universität Oxford (England) rühmen. Als das „New College“ daran ging, in seiner fünfhundertjährigen Kapelle den Toten des Weltkrieges ein Denkmal zu errichten, beschloß man mit echter Oxforder „Fairneß“, auch diejenigen Studenten nicht zu vergessen, die in den Reihen des Feindes gekämpft hatten. So wurden denn zwei steinerne Gedenktafeln aufgestellt; auf der einen wurden die Namen aller Angehörigen des College verzeichnet, die im Kriege gefallen waren; die andere dagegen erhielt folgende Inschrift: „Zum Gedächtnis an die Männer dieser Universität, die aus fremdem Lande kamen, den Geist dieser Stätte in sich aufnahmen und zurückkehrten, um im Kriege 1914—1918 für ihr Vaterland zu kämpfen und zu sterben.“ — Der erste Name der kurzen Gefallenenliste, die folgt, ist der des Prinzen Wolrad-Friedrich zu Waldeck-Pyrmont.

Von nordischer Weltauffassung. „Recht ist, was das ehrenhafte Gewissen fordert, das sich in die inneren Notwendigkeiten der Volksgemeinschaft eingelebt hat. Von hier öffnet sich der Weg zum heldischen Gedanken, der nur im Glauben seinen festen Wurzelgrund finden kann. Er muß uns zur stärksten Lebensnotwendigkeit werden. Es ist ein tiefstes Gehorchen gegenüber dem Willen Gottes, der Eisen wachsen ließ und keine Knechte wollte. Ehrlich und ehrenhaft, stark und stetig zu sein, ist die Grundforderung daraus. Auch Gott ist stetig. Das zeigt die Unerbittlichkeit des Willens, den er in den Naturgesetzen uns erkennen läßt. Die Stetigkeit im Volk ist durch die Vererbungsgesetze bestimmt. Die Vererbung überwindet den Tod und verbindet uns in Dank und Pflicht mit dem Toten. Ausdruck dieser Stetigkeit ist das Rassenkum. Vor das Kind tritt die Rasse als göttlicher Auftrag.“ (J. W. Hauer, Grundlinien einer deutschen Glaubensunterweisung, S. 13—14.)

Wie kann man sich einen Ablaß verdienen? Daß in der katholischen Kirche der Ablaß (Nachlaß „zeitlicher Strafen“, d. h. der Pein im Fegfeuer) noch seine große Rolle spielt, wissen viele Protestanten; lehrreich aber ist, wodurch man sich einen solchen verdienen kann; wir entnehmen unsere Notiz aus dem bekannten katholischen Blatt „Schönere Zukunft“, Nr. 8, vom 18. November, S. 206: „Eines der letzten Hefte der ‚Acta Apostolicae Sedis‘ enthält Bestimmungen über neue Ablaßgewinnungsmöglichkeiten: Für das andächtige Gebet ‚Per signum crucis de inimicis nostris libera nos, Deus noster‘ wird, bei täglicher Verrichtung während eines Monats, ein vollkommener Ablaß unter den gewöhnlichen Bedingungen der Beicht und Kommunion gewährt; ebenso für das tägliche Beten des ‚Stabat Mater‘ während eines Monats. Zugunsten der Verstorbenen kann nach einer Mitteilung des Großpönitentiars Kardinal Lauri während der Oktav von Allerseelen jeder Gläubige einen vollkommenen Ablaß gewinnen, wenn er unter Beachtung der üblichen Bedingungen mit Ehrfurcht und Andacht den Friedhof besucht und dabei wenigstens im Geiste für die Armen Seelen betet. Ein Ablaß von sieben Jahren zugunsten der Armen Seelen kann an jedem beliebigen Tag des Jahres durch Friedhofsbesuch und gleichzeitiges Gebet für die Verstorbenen gewonnen werden.“

*

Staatliches Leben

Nationalsozialismus und Philosophie. Der 8. Internationale Philosophenkongreß in Prag soll für den bekannten deutschen Philosophen Husserl der Anlaß zu einem Brief an dessen Teilnehmer gewesen sein, worin er als Folge der sozialen Neugestaltung der Welt eine ebenso radikale Neubesinnung auf Fragen nach dem Seienden forderte; daraus kann man mit Recht einen gewissen Schluß auf den Stand der Philosophie überhaupt ziehen (vgl. CW, Sp. 1040). Der große Tag der Schulmänner in Trier (CW, Sp. 1048) brachte eine Diskussion über das Thema objektive oder subjektive Wissenschaft, die noch keineswegs mit dieser Tagung abgeschlossen ist. Nun hat auf der Arbeitstagung der Hauptschriftleiter sämtlicher nationalsozialistischer Blätter der Reichspressechef, Dr. Otto Dietrich, in seinem Vortrag die längst erwartete Frage aufgeworfen, welches denn die philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus seien. Er stellte ähnlich wie Rosenberg auf kulturellem, Hauer auf religiösem oder Krieck auf pädagogischem Gebiet eine vollständige Wandlung der Grundlagen fest, die sich deutlich schon in dem ersten Satz seiner Rede spiegelte (DNB-Text): „Wir Nationalsozialisten sind im Gegensatz zu anderen nach dem Grundsatz verfahren, erst das praktische Leben nach unserer Weltanschauung zu gestalten und dort ihre Brauchbarkeit zu erweisen, ehe wir nun ihre Formgebung auch auf wissenschaftlichem Gebiet vollenden. Eine philosophische Grundlegung erscheint mir dafür eine der wichtigsten und unerläßlichsten Voraussetzungen.“ Zum ersten Male ist damit festgestellt, daß das theoretische Denken hinter Tatsachen hergeht, die nun ihrerseits von ihm ihre rationale Rechtfertigung erwarten. Dabei wird von dem vollzogenen politischen Umschwung her die Gesamtheit philosophischer Fragestellung auf eine große Formel gebracht und ihr angesichts der neuen Aufgaben die Fragwürdigkeit ihres alten Systemcharakters dargetan. So wird das Ideal des „geschlossenen Denkbildes“ von vornherein als unerfüllbar hingestellt, die Vergottung des Individualismus als das Grundrezept aller bisherigen Philosophie bezeichnet und verdammt, der Mensch nicht als Individuum, sondern als Gemeinschaftswesen dargetan, und die Freiheit des Individuums als ein kaum noch vorstellbarer Denkfehler des Individualismus angesehen. Die natürliche Freiheit sei die Freiheit der Persönlichkeit und diese wiederum sei der für die Gemeinschaft schöpferische Mensch. Eine besondere Feststellung war noch, daß der Nationalsozialismus allen religiösen Fragestellungen fernstehe. Jenem individualistisch-rationalistischen Systembau stellte Dietrich die Grundprobleme eines philosophischen Universalismus gegenüber, der von Plato über Ekkehart, Kant, Fichte und die neueren Philosophen wie Tönnies, Eucken, Rehmke oder Krannhals in den Grundansätzen bereits erkannt worden sei. Ueber die daraus sich ergebenden Grundprobleme bringen wir in einer der nächsten Nummern einen Aufsatz.

Gandhis Aufgabe. Wir berichteten bereits von dem Austritt Gandhis aus dem indischen Nationalkongreß. Der politische Aufbau Indiens soll sich für die nächsten Jahre nun folgendermaßen gestalten: Gandhi und seine Mitarbeiter wirken nur noch am wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau des Landes und zwar hauptsächlich im ländlichen Indien. In allen Gegenden befinden sich sogenannte Aschrams, Zentralen, von denen aus diese Arbeit geleistet wird: Wiederaufbau des dörflichen Handwerks, Entwicklung ländlicher Industrien, Verbesserung landwirtschaftlicher Methoden und politische Schulung der Dörfler. Darüber baut sich die Kongreßpartei auf, d. h. Mitarbeiter Gandhis, denen die Arbeit in den Dörfern nicht genügt, lassen sich als Delegierte wählen und können sich dann auch bei den Wahlen zu den gesetzgebenden Versammlungen aufstellen lassen. Gandhi wird also von seinen Aschrams aus das politische Leben des Landes kontrollieren, falls ihm nicht die orthodoxen Hindus, die Sozialisten oder die Mohammedaner einen Strich durch die Rechnung machen. Die englische Regierung pflegt Gandhi bei seiner Aufbauarbeit auf dem Lande nicht zu stören. Man glaubt vielfach, daß Gandhi sich seines Alters wegen langsam aus dem aktiven politischen Wirken zurückzieht. Doch ist es schon seit Jahren sein Wunsch gewesen, den Nationalkongreß, der ursprünglich nur die Organisation europäisch gebildeter Inder war und auch von einem Engländer begründet wurde, zu verlassen. Immerhin kann er mit Befriedigung auf seine Arbeit zurückblicken, denn er hat den indischen Nationalkongreß zur größten politischen Organisation des Landes gemacht und gleichzeitig seine Ideen in ihm durchgeführt. (FZ v. 11. 11.)

*

Forschungen und Fortschritte

Ein Sprechhomunkulus? Vor dem Beschauer stehen „elektrisch betriebene Kehlköpfe, Zungen, Stimmbänder“. Wie sehen sie aus? Ihr Konstrukteur ist der Leiter des Berliner Instituts für Schwingungsforschung, Professor Wagner. Man sieht einen Apparat mit Drähten, Spulen, Knöpfen und radioähnlichem Empfänger, dazu einen Lautsprecher; ein ganzer Stab von Technikern steht zur Be-

dienung bereit. Sie drücken auf Knöpfe, stimmen Skalen aufeinander ab, erzeugen künstliche, diesem „Maschinenmenschen" entsteigende naturgetreue menschliche Laute. Man spricht irgendeinen Vokal in beliebiger Tonstärke, Höhe, Färbung: und nach Sekunden, nach entsprechender Einstellung von Knöpfen, Hebeln, Skalen, wiederholt die Maschine den Ton, zum Verwechseln getreu. Dies geschieht nicht wie in Grammophon und Radio durch Aufzeichnung und Wiedergabe des Originallautes, sondern unabhängig vom Vorbild, indem Spulen, Drähte, Resonanzkästen sich entsprechend abstimmen und nun von sich aus — sprechen. Wir vernehmen nicht unsere eigenen, zurückgeworfenen Laute, sondern künstliche Stimmbänder, Zungen und Kehlköpfe. Wozu diese künstlichen Sprechwerkzeuge? Der Mediziner zum Beispiel konnte bisher bei Sprechstörungen eines Patienten nicht alle am Vorgang des Sprechens beteiligten Organe in Tätigkeit gleichzeitig beobachten. Der Arzt wird jetzt den Kranken Sprechversuche machen lassen, die Maschine wird sie nachahmen; und am Verhalten dieses Maschinenteils, das der Nase entspricht, oder jenes, das die Kehlkopffunktionen ausübt, wird die Störungsquelle ablesbar sein. Der Sprechhomunkulus wird auch Rednern, Sängern, Schauspielern, die alle von ihren Sprechorganen abhängig sind, bei Ausbildung, Stärkung und Umwandlung ihrer Stimmen behilflich sein. Ein Baritон zum Beispiel will Tenor werden. Ist es technisch möglich? Welche Teile seines Sprechapparates sind umzubilden oder operativ umzugestalten? Die Maschine, von ihm besprochen, wird ihm wichtige Fingerzeige geben können. Oder eine Sängerin erstrebt größere Stimmresonanz, ein Tenor das hohe C: ihnen Allen wird die künstliche Nachbildung ihrer Stimmen ergänzend zu bisherigen Möglichkeiten den Weg zeigen, das Sprechorgan zunächst experimentell in der Maschine und dann entsprechend im Original zu veredeln, zu verbessern oder gesund zu machen. Aber auch die theoretische Forschung erhofft sich von der elektrischen Sprechmaschinerie Nutzen, neue sprechwissenschaftliche und physiologische Erkenntnisse.

„Fräulein Uhr." Die Telephonabonnenten in Stockholm haben eine neue Bequemlichkeit erhalten: sie brauchen nur eine bestimmte Nummer anzukurbeln, um von einer angenehmen Damenstimme die klare und präzise Zeitangabe zu erfahren. Die Eigentümerin der Stimme braucht aber dennoch nicht jedesmal gestört zu werden, wenn die Uhr in einem Stockholmer Heim stehenbleibt. Und das ist gut, denn in Stockholm gibt es nur sehr wenige Häuser, die kein Telephon haben. Die neue Einrichtung ist eine der vielen Erfindungen der L. M. Ericsson-Telephongesellschaft. Sie besteht aus einer Kombination einer elektrisch kontrollierten Uhr mit einem Grammophon, die beide durch Lichtstrahlen zur Zusammenarbeit gezwungen werden. Wenn der Abonnent vermittelst des automatischen Telephons mit „Fräulein Uhr" in Verbindung getreten ist, leuchten die Stundenzahl, Minutenzahl und Sekundenzahl hintereinander hell auf. Sofort reproduziert der Lautsprecher des Grammophons die Zahlen in der genannten Ordnung. Wenn also die Uhr 14 Minuten und 20 Sekunden nach 6 Uhr nachmittags ist, wird „Fräulein Uhr" verkünden: 18—14—20. Dieser Zeitdienst erfordert keine besonderen Gebühren, sondern der Anruf von „Fräulein Uhr" gilt als ein gewöhnliches Gespräch des Telephonabonnenten. (BT)

*

Rasse und Bevölkerungspolitik

Um Hindemith. Hindemith, dessen letztes Werk, die Sinfonie „Mathis, der Maler", in dieser Saison die größte Aufführungsziffer erreichen wird und dessen neue Oper an der Berliner Staatsoper unter Furtwängler uraufgeführt werden soll, wird in der „Musik", dem Organ der NS-Kulturgemeinde, für „kulturpolitisch nicht tragbar" erklärt. Zur Begründung wird angeführt, daß Hindemith, der nichtarisch versippt sei, wenn er auch in dem neuen Werk positiver erscheint, im vergangenen Jahrzehnt als Bannerträger des Verfalls gewirkt habe. Die NS-Kulturgemeinde lehnt die Aufführungen von Kompositionen Hindemiths grundsätzlich ab und stellt sich damit in Gegensatz zur Reichsmusikkammer, die bekanntlich bei ihrer Eröffnungstagung Hindemith als einzigen Vertreter der jüngeren Generation zu Wort kommen ließ. (DZ)

Das Kinderproblem um die Jahrhundertwende. In einem Bericht über den dritten Evangelisch-Sozialen Kongreß, den die CW 1892, Sp. 405 ff., brachte, ist bereits von kinderlosen Ehen die Rede, nach Friedrich Naumanns Vortrag über Christentum und Familie. Jetzt fällt uns in der Vierteljahrsschrift „Evangelisch-Sozial" (Juli/Sept.-Heft) folgende Stelle aus Naumanns Buch „Neudeutsche Wirtschaftspolitik" (1906, S. 30 f.) in die Hand:

Alle andere Frauenarbeit tritt vor der Arbeit der Mutterschaft zurück. Mitten in der volkswirtschaftlichen Erörterung möchte man eine Pause machen, um ein Lob der Mutterschaft zu singen. Die Männer erfinden Werkzeuge, die Frauen aber bringen Menschen zur Welt; die Männer regieren, die Frauen aber tun zur Größe der Nationen das Größte, denn nur Völker mit leistungsfähigen Müttern setzen sich durch. Die Mütter sind das erobernde Element. Wird in einem Volke die Mutterschaft schwach, so nützt alle übrige Kultur nichts mehr; das Sinken der Mutter ist der Niedergang an sich, der Sturz ins Greisenalter der Völker. Die Jugendlichkeit der Nation hängt daran, daß ihre Töchter gern Mütter werden wollen. Jedes Mädchen, das dieses will, ist ein volkswirtschaftlicher Wertgegenstand.

Das Unglück der Neuzeit ist nur, daß sich von allen Arbeiten, die es gibt, die Mutterarbeit am schwersten in den Rahmen der kapitalistischen Wirtschaft einfügt, denn sie ist unbezahlbare Arbeit!... In der alten Zeit brauchte die Mutterschaft nicht berechnet zu werden, denn sie bedeutete keinen direkten Verlust für die Lebensmöglichkeit der Mutter. Jetzt bedeutet Mutterschaft Geldverlust, das heißt: Die Frau hört in dem Maße auf zu verdienen, als sie Mutter ist. Die gewöhnliche Arbeit der Frau im Handel oder in der Industrie wird bezahlt, auch wenn sie volkswirtschaftlich von nur geringem Werte ist, die höhere Mutterarbeit aber macht sich nicht bezahlt, ja um sie leisten zu können, muß die Frau Opfer bringen.

Neger studieren das Rasseproblem. Christian Century berichtet in seiner ersten Novembernummer (45), S. 1425, über drei Buchveröffentlichungen, die im letzten Sommer erschienen und von drei Negern bearbeitet sind. Dabei wird als erste Tatsache festgehalten, daß die Feinheit und Kunstfertigkeit im Ausdruck, die wissenschaftlich einwandfreie und sachgemäße Entwicklung der Probleme den Vergleich mit jeder wissenschaftlichen Arbeit eines Weißen aushalten könne und geeignet wäre, das Vorurteil der geistigen Unterlegenheit der Neger gegenüber den Weißen endgültig zu überwinden. In dem ersten Buch, das die körperlichen und geistigen Fähigkeiten des amerikanischen Negers untersuche, sei das Ergebnis die Unhaltbarkeit der These, daß Mischungen zwischen Negern und Weißen unbedingt zu körperlich-geistigen Nachteilen führen müsse; es sei noch eine offene Frage, ob die Unterschiede zwischen den beiden Rassen nicht doch das Ergebnis der sozial und kulturell anders gearteten Umwelt seien. Die geistige Begabung der Mischlinge liege durchaus auf der Höhe des Durchschnitts der weißen Rasse. Die zweite Studie beschäftigt sich mit den soziologischen Verhältnissen und zeige eine Art lehensherrliche Gesellschaftsordnung, die man aber ganz nur im Lichte der früheren Sklavenwirtschaft verstehen könne. Das dritte Buch zeigt den Einfluß der christlichen Kirche auf das Bildungswesen und den Stand der Negererziehung überhaupt. Das Blatt schließt mit der Mahnung, daß gerade die christliche Kirche die Aufgabe hätte, für bessere soziale, wirtschaftliche und erzieherische Verhältnisse bei den Negern Sorge zu tragen.

Tierschutz und Menschenschutz. Das Eintreten für diejenigen, die ihren Mund selbst nicht auftun können, d. h. auch für die Tiere, ist ernste Menschen- und Christenpflicht; aber scharfen Widerspruch muß es wecken, wenn die Liebe zu den Tieren übertrieben wird. Aus England wird berichtet, daß in Thames Ditton ein Luxushotel für Tiere errichtet worden ist. Hier können Hunde, weiße Mäuse, Igel, Schildkröten, Affen, Katzen, Laubfrösche „sich erholen". Für die Katzen hat man Kuhställe in behagliche Zweizimmerwohnungen umgebaut. Für die Affen hat man Hühnerleitern für Kletterpromenaden zusammengestellt. Ein Tierarzt hält Wache. Das Tierhotel umfaßt einen Garten von drei Hektar Größe. Die Bau- und Einrichtungskosten betrugen 80 000 Schilling. — Und nicht weit von diesem „Tierparadies" erheben sich „Menschenhöllen", die fürchterlichen Slums, in denen Hunderttausende von englischen Familien sich um ein sittliches Familienleben betrügen lassen müssen und in denen Kinder aufwachsen, deren leibliche und seelische Gesundheit auf das schwerste gefährdet ist! (Bodenreform)

*

Verschiedenes

Rudolf Huch in „Zwiegespräche" (vgl. die Besprechung Sp. 1101).

Die Jugend allzuviel mitreden zu lassen, ist das sicherste Mittel, ihr die Jugend zu nehmen. —

Die Jugend muß wissen, daß der Geist von Potsdam für sich allein wohl männliche Tüchtigkeit und Staatsgesinnung verleiht, aber nicht zu den Sternen emporträgt. —

Ist Geistesarbeit jemals unnütz? Die Menschheit muß jeden möglichen Irrweg zu Ende gehen, sonst wird sie immer wieder auf ihn geraten. —

Der deutsche Bürger ließe ein Konzert von hundert gesprungenen Kesselpauken über sich ergehen, wenn ihm in der Zeitung gesagt würde, wer das nicht anstaunte, wäre kein moderner Mensch. —

Die Ausstellung evangelischer Kunst in Hildesheim enthielt eine Anzahl großer Wandteppiche und Schriftblätter, die den Uebergang zu der großartigen Architektur des 11. Jahrhunderts zu schaffen hatten. Es war ein bewußter Versuch, gutes Neues in diese ehrwürdig und künstlerisch vollendete Umgebung (die Beichtkapelle der Hildesheimer Michaels-Kirche) zu stellen. Eine prachtvolle Säule aus dem ältesten Bau stand — bewußt freigehalten — mitten im Raum und gab den Maßstab ab für die innere Gewichtigkeit der Geräte, Teppiche und Plastiken der Ausstellung. Wegen ihrer sauberen Gegenwärtigkeit, der klaren schmucklosen Formen klangen manche davon ausgezeichnet mit dem alten Schnitzwerk zusammen. Das überraschende Zusammengehen der zeitlich soweit getrennten Werke (Ausstellungsarbeiten und Raum) war auch bei anderen Arbeiten zu spüren. Bilder stellten Bauten von Barlning u. A. dar. Einen Tisch nahm Abendmahlsgerät, einen Taufgerät, einen Leuchter und Opferbüchsen ein; sämtliche in schlichten Werkstoffen: neben Silber viel Zinn, Messing, Schmiedeeisen, Holz, Glas. Besonderes Gewicht war auf gute Drucksachen gelegt, weil auf diesem Gebiet die gefährliche Volkstümlichkeit des Mittelmäßigen eine besonders verhängnisvolle Rolle spielt. Die Ausstellung zeigte Beispiel und

Gegenbeispiel in einem Rahmen zusammen; durch die schönen Schriftblätter von Rud. Koch † (Bärenreiter-Verlag) wies sie auf einen vollwertigen Wandschmuck, der alle übrigen überalteten Formen entbehrlich macht.

Ein nationalsozialistisches Bücherverbot ist durch einen Erlaß des sächsischen Kultus- und Wirtschaftsministeriums geschaffen worden (FZ 21. 9.), in dem Bücher, Schriften und Aufsätze der Röhmrevolteanhänger für die weitere Verbreitung verboten sind und an die Bibliotheken die Bitte gerichtet wurde, diese Bücher aus dem Leihverkehr zurückzuziehen. Im einzelnen werden folgende Bücher genannt: Bley, Wulf: Almanach der nationalsozialistischen Revolution (Beiträge von Ernst und Röhm). — Bosch, Joseph: Adolf Hitler und seine Getreuen an der Arbeit, 1933. Scherl, Berlin. — Caro, Kurt und Oehme, Walter: Schleichers Aufstieg. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenrevolution, 1933. Rowohlt, Berlin. — Czech-Jochberg, Erich: Adolf Hitler und sein Stab, 1933. Stalling, Oldenburg. — Engelbrechten, J. Karl v.: Mit Gruppenführer Ernst unterwegs, 1934. Nauck & Co., Berlin. — Die Fahne hoch! Nr. 18: Stabschef Röhm. Herausgegeben von Gerste-Mayer, 1933. Neues Verlagshaus für Volksliteratur, Berlin. — Heydebreck, Hans Peter v.: Wir Werwölfe, 1931. K. F. Köhler, Leipzig. — Luetgebrune, Walter: Kampf um Röhm, 1933. Huber, Dießen-München. — Müller-Schöll, Walter: Schleicher — Deutschlands Schicksal? 1933. Zeitfragenverlag, Berlin. — Röhm, Ernst: Die Geschichte eines Hochverräters, 1933. Franz Eher, München. — Röhm, Ernst: Die nationalsozialistische Revolution und die SA-Rede, 1934. Müller & Sohn, Berlin. — Strasser, Gregor: Kampf um Deutschland, 1932. Eher, München. — Die aus den Volksbüchereien und Schulbüchereien zurückgezogenen Werke dieser Liste sind zu vernichten. Soweit im übrigen einwandfreie Bücher Vorworte tragen, die von den an der Revolte Beteiligten geschrieben worden sind, sind diese Stellen zu entfernen. Als Beispiel wird das Buch von Hoepner: „Braune Kolonne" genannt, das ein Vorwort des ehemaligen Gruppenführers Ernst trägt.

Hundert Jahre Telegraphie. Auf hundert Jahre Telegraphie konnten wir im vorigen Jahr zurückblicken. Amerika hat dies Jubiläum bereits im Jahre 1932 gefeiert, weil der Amerikaner Samuel Morse, der sich selbst als Begründer der Telegraphie betrachtete, behauptete, daß er den Gedanken des elektrischen Telegraphen, wenn auch erst einige Jahre später verwirklicht, so doch schon 1832 gefaßt und ausgesprochen habe. Wir Deutschen dagegen sehen das Jahr 1833 als das Geburtsjahr der elektrischen Telegraphie an. In diesem Jahre haben die Göttinger Professoren Gauß und Weber auf Grund eigener Forschungen die erste Telegraphenlinie — nämlich vom Turm der Johanniskirche nach der Sternwarte in Göttingen — wirklich gelegt. Erwähnt sei, daß der große Physiker Wilhelm Weber ein Sohn des Theologieprofessors Michael Weber an der Universität Wittenberg-Halle war, und der Amerikaner Samuel Morse der Sohn eines hochbegabten Geistlichen in Charlestown (Mass.). Langsam und sprunghaft haben sich die Keime der Telegraphie entwickelt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sind einige der grundlegenden Gesichtspunkte gewonnen. Seit etwa 1800 folgen manche der wichtigsten Beobachtungen sehr verschiedener Art und durch sehr verschiedene Forscher. Um 1820 werden rasch hintereinander mehrere bedeutsame Entdeckungen gemacht. Aber fast überall bleiben die Erkenntnisse noch zu unvollständig, als daß sie einen sichtbaren, durchschlagenden Erfolg hätten. Erst die genialen Physiker Gauß und Weber fassen die gewonnenen Einzelerkenntnisse 1833 so zusammen, daß sie daraus die Idee der Telegraphie gewinnen und sie alsbald auch im Kleinen praktisch verwirklichen. Fast gleichzeitig tauchen ähnliche Pläne auch anderwärts auf. Aber es bleibt zunächst noch bei mancherlei mehr oder minder geschickten Versuchen. Die deutschen Forscher sind theoretisch Allen voran, wissenschaftlich gründlich, rein sachlich interessiert, aber durch ihre Bescheidenheit und den Mangel an Mitteln zurückgehalten. Erst Engländer und Amerikaner, Wheatstone, Cooke und Morse, erkennen den ungeheuren finanziellen Wert der Telegraphie und machen daraus ein Geschäft. Und während die europäischen Regierungen die politische Bedeutung erkennen und die Telegraphie verstaatlichen, lehnt Nordamerika die Verstaatlichung ab und überläßt die Telegraphie dem Wettbewerb privater Gesellschaften. So hat Morse in fast zwanzigjährigen Prozessen seine Patentansprüche aufrechterhalten, während in England Wheatstone und Cooke ihre Patente für 2 800 000 M an die englische elektrische Telegraphengesellschaft verkauften. Es hat bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts gedauert, bis die Telegraphie von den Staaten und besonders von den Eisenbahnen in größerem Umfang und Zusammenhang durchgeführt wurde. Auffallend ist es, wie bei den Vorarbeiten zur Telegraphie durch hervorragende Männer die verschiedensten deutschen Stämme vertreten sind. Sömmering war in Posen geboren und lebte später in Kassel, Mainz, Frankfurt und München. Der Württemberger Baron Schilling von Cannstatt, geboren im Baltenlande, wirkte später in Rußland. Ohm war Bayer, Steinheil war im Elsaß geboren und später in Bayern tätig. Gauß war Braunschweiger, Wilhelm Weber aus der Provinz Sachsen, Werner von Siemens geborener Hannoveraner. Aber ebenso auffallend ist das Zusammenwirken der verschiedensten Nationen. Volta war Italiener, Faraday, Cooke und Wheatstone Engländer, Oersted Däne. Ampère und Arago waren Franzosen. Morse war Amerikaner, O'Etzel irischer Abkunft, Fardely stammte aus englisch-deutscher Mischehe. Ebenso merkwürdig die Verschiedenheit der Stände: Sömmering war Arzt, Schilling Gesandtschaftsattaché, Ohm Sohn eines Schlossers, Gauß Sohn eines kleinen Handwerkers und Gärtners. Wilhelm Weber kam aus akademischen Kreisen, Steinheil von der Jurisprudenz zur Naturwissenschaft und Astronomie. Wheatstone machte als Autodidakt allerlei technische Erfindungen. Morse war von Beruf Kunstmaler, Werner von Siemens Soldat, Leonhardt Uhrmacher.

Vom kirchlichen Leben unserer niederländischen Nachbarn

Die evangelischen Kirchen der Niederlande. (Ecclesia. Herausgegeben von Fr. Siegmund-Schultze III 9.) Gotha, Klotz. 176 S. 8 M., für Bezieher des Gesamtwerks 5,50 M.

Das niederrheinische Gebiet und Ostfriesland gehören zu den kirchlich lebendigsten Teilen Deutschlands. Beide haben immer in enger Fühlung mit den Niederlanden gestanden. Aber nicht nur deshalb ist es für uns Deutsche von hohem Interesse, das kirchliche Leben der Niederlande kennenzulernen. Dort wie bei uns ist der Katholizismus eine starke Minderheit. Das Verhältnis der evangelischen Kirche zum Staat war bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein ähnlich wie in Deutschland; dann aber gestaltete es sich verschieden. Während bei uns der erneute Pietismus und die erneute Rechtgläubigkeit die Gunst der meisten Herrscher, Höfe und Regierungen fanden und deshalb die Herrschaft in den Kirchenbehörden gewannen, kam es in den Niederlanden 1834, da in der Staatskirche der Geist der Aufklärung noch die Vormacht hatte, zur Bildung einer ansehnlichen strenggläubigen Freikirche. Dann hat zwar der Staat mehr und mehr aufgehört, Einfluß auf die Kirche zu beanspruchen, aber 1886 kam es unter Führung Kuppers nocheinmal zu solchem Ausscheiden der strenger Gesinnten aus der Hervormden Kerk, der großen reformierten Volkskirche, innerhalb deren es verschiedene Gruppen und theologische Richtungen gibt, in weitgehender Freiheit sowohl für Orthodoxie als auch für radikale wissenschaftliche Kritik an Bibel und Dogma als auch z. B. für sozialistische Pfarrer. An den Staatsuniversitäten gibt es theologische Lehrstühle (für historische Fächer), die aber ohne Mitwirkung der Kirche besetzt werden; daneben stehen „kirchliche" Professuren. Die niederländische Theologie hat Hervorragendes geleistet; im Leben der Kirchen aber zeigt sich eine Fülle von Spaltungen: neben der großen reformierten Kirche (mit 2¾ Millionen) steht heute nicht nur eine dogmatisch strenge, aus den Absonderungen von 1834 und 1886 hervorgegangene Gereformeerde Kerk (mit ⅔ Millionen Mitgliedern), sondern auch kleinere reformierte Kirchen, eine lutherische, die wiederum recht verschieden Denkende in sich schließt, daneben von alten Zeiten her die Mennoniten, die Remonstranten u. A. Wenn man so sagen will: es ist ein erstaunlicher Reichtum kirchlichen Lebens. Und die vielen Spaltungen sind ja keineswegs nur ein Beweis von Eigensinn (der manchmal mitgewirkt haben mag), sondern die Begründung von neuen kirchlichen Organisationen ist ein Beweis für Opferwilligkeit, für eine Bereitschaft zu selbständigem kirchlichen Handeln, die bei uns in Deutschland infolge jahrhundertelanger Gewöhnung an das Staatskirchentum meist fehlt. So ist denn auch der Einfluß der Religion auf das politische Leben stark; im Bunde mit der katholischen Partei erreichten evangelische Politiker und Parteien, daß der Staat den Schulen aller religiösen Gemeinschaften Zuschüsse zahlt. Ob er das beliebig lange tun kann, wenn die Zersplitterung fortschreiten sollte, anderseits die Zahl der Konfessionslosen weiter zunimmt, diese Frage sei nur angedeutet. Die Zahlenverhältnisse haben sich im letzten Menschenalter beträchtlich verschoben. 1909 gehörten zur Hervormden Kerk über 2 Millionen, 1920 über 2 800 000, 1930 war die Zahl etwas zurückgegangen (knapp 2¾ Millionen). Stark war dagegen das Wachstum der Katholiken: von 2 Millionen auf fast 2½ und 2 850 000, so daß sie jetzt die alte große reformierte Volkskirche überholt haben. Zum großen Teil beruht das auf Austritten zu den Konfessionslosen: 1909 zählten diese noch nicht 300 000, 1920 über eine halbe Million, 1930 fast 1 150 000; 14½% der Gesamtbevölkerung sind konfessionslos, jeder siebente Niederländer ist es!

Eine Fülle interessanter Einzelheiten muß ich übergehen. Der Band hat nicht, wie der früher hier (Sp. 664) gewürdigte über die anglikanische Kirche, in der Hauptsache einen Verfasser, sondern jede der dargestellten Kirchen ist von einem ihr Angehörenden behandelt. Daneben finden sich Abschnitte über die Geschichte der niederländisch-reformierten Kirche (von Cramer), die niederländische Theologie der Neuzeit (von Brouwer), das religiöse Leben in der Studentenschaft, kirchliche Jugendarbeit, äußere und innere Mission, soziale und politische Tätigkeit des niederländischen Protestantismus (von Slotemaker de Bruine), seine Mitarbeit an der ökumenischen Bewegung (von Böhl) und seine Stellung

zu Krieg und Frieden (von Heering und Hugenholtz). Wir Deutschen werden nur ausnahmsweise kirchliche Einrichtungen aus diesem Nachbarland und -volk ohne weiteres bei uns einführen können, aber in den kirchlichen Kämpfen unserer Tage können wir von dort her viel lernen, Gutes, das wir übernehmen sollen, aber auch Fehler zu vermeiden, die dort gemacht wurden. Das Buch ist ein vortreffliches Mittel dazu und beweist wiederum, welchen Wert die zusammenfassende Kirchenkunde hat, von der es ein Teil ist. M

Bücher und Schriften

Vorgeschichte von Deutschland. Von Carl Schuchhardt. München und Berlin, R. Oldenbourg 1934. 397 S. Geb. 9.60 M.

Unter den unzähligen Vorgeschichten Deutschlands ist diese mir die liebste, einmal wegen ihrer großen Uebersichtlichkeit und klaren Stoffanordnung, und dann wegen der Selbständigkeit des Urteils und der Freiheit von allem Fanatismus. Auch Schuchhardt achtet das Germanentum hoch, aber es kommt ihm nicht bei, die Vorgeschichte Deutschlands nur im nordischen Lichte zu sehen. Jeder unbefangene Kenner der deutschen Geschichte weiß, wieviel Wertvolles wir gerade dem deutschen Süden verdanken, und wie sehr die hohe Bedeutung unseres Volkstums auf einem glücklichen Rassenkomplex beruht. Schuchhardt hat immer das Richtige verfochten und sich vor Uebertreibungen gehütet. Entstehungsherd des Deutschtums ist nach ihm das Thüringerland, von wo sich die Urbevölkerung nach der Eiszeit teils nach Norden, teils nach Südwesten vorgeschoben hat, um dort in Verbindung mit den Hünengräberleuten das Germanentum, hier in Verbindung mit den alten Pfahlbauern das Keltentum zu bilden; beide sind also eng verwandt. Die Rassen sind nicht konstant, sie ändern ihre Schädelformen (z. B. die Leute der Rössener Kultur) und passen sich an, wie überhaupt die hohe Anpassungsfähigkeit die Nordleute charakterisiert. Von den Südkulturen ist die bedeutendste die Bandkeramik, deren Träger die Illyrier waren (Odysseus ein solcher). Nicht aber stammt die vielverbreitete „Lausitzer" Kultur von diesen Illyriern, sondern ist durchaus germanisch; daran hält Schuchhardt entgegen der gewöhnlichen Meinung fest. Von weiteren allgemein interessierenden Ergebnissen seien nur folgende genannt: Bilder- und tempelloser Kult der Germanen (angebliche Funde von Gotteshäusern problematisch); düsterer nordischer Unterweltglaube, gegenüber dem frohen, hoffnungsvollen Jenseitigkeitsglauben des Südens mit seinen Festplätzen und Seelenthronen (Menhirs); die Leichenverbrennung der Bronzezeit nicht weltanschaulich begründet, sondern rein technisch, daher neben der Erdbestattung hergehend; altgermanische Astronomie als eitel Phantasterei strikt geleugnet; der Konflikt zwischen den hartnäckigen Sachsen und den fortschrittlichen Franken nicht nach dem heutigen germanischen Schema (Karl der „Sachsenschlächter"), sondern objektiv und richtig gezeichnet. Abschluß: Gerade die verschiedenartigen Tüchtigkeiten der Stämme haben dem deutschen Volkstum den belebenden Wettstreit gegeben und in der Schicksalsverbundenheit, die immer ein Hauptfaktor im Leben einer Nation bleibt, jenes Band geschlungen, vor dem die Unterschiedenheiten verblassen. In Einzelheiten hätte ich manche Ausstellungen, besonders in den eiszeitlichen Teilen, die die wenigst orientierten des Buches sind, aber das würde in eine Fachzeitschrift gehören. Daher hier nur Einiges. Rentier und Madeleine sind immer falsch geschrieben. Die Runen gelten neuerdings nicht mehr als eine Schöpfung der Goten. Zu S. 101: Von welchem fossilen Baume der Bernstein stammt, soll unbekannt sein? Pinus succinifera.

Dresden Artur Neuberg

Mönche und Strauchritter. Eine Tibetfahrt auf Schleichwegen. Von Alexandra David-Neel. Mit 29 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, F. A. Brockhaus 1933, 290 S. 4, geb. 5 M.

Tibet ist ein in vieler Hinsicht — geographisch, rassenkundlich, kultur- und vor allem religionswissenschaftlich — interessantes, ja mehr noch: infolge seines Geheimnisses faszinierendes Land. In diesen Blättern wurde schon mehrmals von Filchner berichtet, der es unter vielen Entbehrungen durchzog und uns das wundervolle Werk über das Kloster Kumbum schenkte. Ein besonders anziehendes Geheimnis bildet die „verbotene Stadt", Lhasa, die Hauptstadt Tibets. Frau Neel ist es als erster Frau gelungen, sie zu besuchen: unerkannt, zu Fuß, als reisende Pilgerin. Vorliegendes Buch schildert einen von den mehrfachen Versuchen, die Stadt zu erreichen. Er mißlang, weil die Forscherin unterwegs als Ausländerin erkannt und in eine andere Richtung abgedrängt wird. Was sie auf dieser Reise erlebt, schildert sie sehr anschaulich und einfach: die Landschaft, ihre Diener, die Bevölkerung; besondere Aufmerksamkeit schenkt sie den Klöstern, religiösen Lehren und Gebräuchen und — den Räubern. Die Hirtenvölker in Osttibet sind, von Not und Abenteuerlust getrieben, im zweiten Hauptberuf Wegelagerer. Die Verfasserin erzählt davon eine Reihe von Geschichten, wie sie auch eindrucksvolle Züge vom religiösen Volksleben wiedergibt. Daß ihr selbst solche Fahrten gelingen, verdankt sie ihrer Kenntnis der tibetanischen Sprache, die es ihr ermöglicht, als buddhistische Nonne und Heilige aufzutreten. Eine energische, erfindungsreiche Frau — fast zu sehr. In dieser Hinsicht wäre einiges kritisch zu bemerken; ich unterlasse es, weil ihre Reisen die Kenntnis von diesem seltsamen Land bereichert haben. Die Ausstattung des Buches und die Wiedergabe der Bilder ist, wie immer bei Brockhaus, mustergültig und vornehm. Georg Wünsch

Zwischen Kaiser und Papst. Ein Roman um Arnold von Brescia. Von Emanuel Stickelberger. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1934. 319 S. Leinen 5.40 M.

Eine Fülle wundervoll geschauter und meisterhaft gezeichneter Gestalten! Da ist der biedere Zürcher Stiftsmeier, Herr Heinrich von Mur, der gehorsam auszog, um seiner gestrengen Domina gefährdete Rechtstitel beim Heiligen Stuhl zu sichern, und der, im ewigen Rom in allerlei welsche Händel verstrickt, sein ehrlich deutsches Herz bewahrt. Da ist der Tavernen-Philosoph Pippo Pollo mit der zwiespältigen Zunge, der Jedermann, der ihm nicht auszuweichen versteht, seine Mühlrad-Weisheit verzapft; er, des großen Abälard verlotterter Schüler, der seine Hände in alle unchristlichen Spiele steckt und dem man doch nicht so recht ernstlich böse sein mag, weil er trotz allem ein — Mensch ist. Da ist weiter Papst Hadrianus aus Albions Stamm und Kaiser Rotbart lobesam nebst Heinrich dem Löwen, die jugendlich-ehrwürdige Stiftsherrin Frau Mechthildis, die ihr kleines Herz so klug zu meistern versucht und es doch nicht kann, und die heißblütige Römerin Madonna Magdalena. Und über ihnen allen erhebt sich groß und ernst die Gestalt des Mönches von Brescia in reformatorischem Gepräge. Die Sprache des Dichters ist kernig und knapp, volkstümlich im besten Sinne; köstlich in all den Szenen goldenen Humors und erschütternd in den Augenblicken tiefster Tragik. Henri Bouché

Der falsche und der wahre Zwingli. Von August Waldburger. Basel, Brodbeck und Frehner 1932. 95 S.

Ein sehr guter Kenner des schweizerischen Reformators verteidigt Zwingli mit Temperament und großem Geschick gegen die mancherlei Zerrbilder, die in der Kirchengeschichte und auch durch zeitgenössische Theologen von dem tapferen Diener am Wort und treuen Hirten der evangelischen Gemeinde gezeichnet worden sind und oft traditionell weitergegeben werden. Ich muß gestehen, daß ich mich, nachdem ich die Schrift gelesen, auch etwas an der eigenen Nase genommen habe. Freilich, wenn Waldburger das Zwingli-Wort an die Spitze stellt: „Ich glaube, daß die Kirche, die aus Blut geboren ist, auch nur durch Blut, auf keine andere Weise, erneuert werden kann", so ist damit beim Reformator etwas ganz anderes gemeint und bei Waldburger auch, als wenn heutzutage Frömmigkeit aus dem „Blut" abgeleitet und durch rassenmäßiges Denken erneuert werden soll. Bei Zwingli ist es das Blut der Märtyrer für die ewige Wahrheit Gottes, das als Same und Erneuerungskraft der Kirche gilt. Rudolf Schwarz

Lazarus Spengler und die Reformation in Nürnberg. Von Hans von Schubert. 17. Band der Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte. Leipzig, Heinsius. Biographische Einleitung und 441 S.

Ein nachgelassenes Werk des Heidelberger Theologen, für das wir seiner Witwe und dem Herausgeber Hajo Holborn sehr zu danken haben. Aus der Biographie versteht man so recht, was diesen ebenso in Profan- wie Kirchengeschichte heimischen Forscher zu seinen leider nicht zu Ende geführten Studien über seine Urahnen getrieben hat, dessen Nachlaß zum Teil in der Familie bewahrt wird. Ein ungemein lebendiges Bild der kulturell und politisch so hervorragenden Reichsstadt mit ihren verwickelten Beziehungen zu Kaiser und Schwäbischem Bund bildet den Hintergrund der Lebensgeschichte Spenglers, des führenden Ratsherrn, der bei der Reformation Nürnbergs die entscheidende Rolle gespielt hat. Seine reiche und innere Persönlichkeit mit der Fülle naher Beziehungen zu den führenden Kreisen tritt uns plastisch entgegen, nicht bloß in seiner religiösen Ursprünglichkeit und innigen Verbundenheit mit dem großen Reformator, sondern auch in seiner sittlichen und politischen Reife. Geradezu beglückend wirken seine Volksschriften über die Grundgedanken der Reformation. Man erlebt da wirklich die Erfüllung eines lutherischen Ideals eines in die Tiefe religiöser Gewißheit eingedrungenen protestantischen Laien. Daß wir mit ihm Luther in Worms erleben dürfen und zugleich die Verwobenheit dieses religiösen Höhepunktes mit dem kulturellen und politischen Leben des Bürgertums, wird auch Laien fesseln, zumal der Verfasser persönlich so tief im Erlebnis der Reformation wurzelt. Otto Baumgarten

Luthers Käthe. Von Karl Hesselbacher. Stuttgart, Quellverlag. 200 S. 5 Bilder. Geb. 3.50 M.

Es mußte schon locken, einmal das Leben der Katharina von Bora zu erzählen. Freilich in der ersten Zeit ihres Lebens ist der Erzähler stark auf Vermutungen angewiesen; erst von ihrer Flucht aus dem Kloster an beginnen die Quellen reichlicher zu fließen. Dann wird der Bericht aber zu einer sehr lebendigen Schilderung des häuslichen Lebens im Hause Luthers, wobei nicht nur das Bild der Frau Käthe klar hervortritt, sondern auch auf ihren Gatten manch neues Licht fällt, in dem man ihn sonst nicht zu sehen gewohnt ist, und von dem man für gewöhnlich nur seinen Brief an sein Söhnlein und die Sterbegeschichte des Töchterleins kennt. Wie tapfer und aufopfernd tätig Frau Käthe durchs Leben gegangen ist, was sie ihrem Mann war und wie schwer sie nach seinem Tod noch kämpfen mußte, wird von Hesselbacher volkstümlich, schwungvoll und mitfühlend dargestellt. Gottfried Rade

Anna Schlatter und ihre Kinder. Von Johannes Rinck. Leipzig, Schloeßmann. 208 S. mit 28 Abb. 3.80 und 4.50 M.

Familiengeschichte studieren und den Ursprüngen des eigenen

Geschlechts nachgehen, ist heute eine vielgeübte Beschäftigung. Es wird aber wohl nicht gar viel Familien geben, die auf eine Ahnfrau zurückgehen können, die so stark Art und Geist ihrer Nachkommenschaft aufgeprägt hat, wie Anna Schlatter. Sie ist keine Unbekannte in der religiös-theologischen Literatur. Hat doch z. B. Albrecht Ritschl in seiner Geschichte des Pietismus ihr ein ausführliches Kapitel gewidmet, als einer hervorragenden Vertreterin des Pietismus Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts. Und aus ihrem Nachlaß, ihrem reichen Briefwechsel sind eine Reihe Veröffentlichungen hervorgegangen. Ihre Bedeutung lag in ihrer leidenschaftlichen Frömmigkeit, die ihr Leben in allen seinen Beziehungen bestimmte. In dem heißen Bedürfnis nach stetem Austausch über die tiefsten Fragen trat sie mit Menschen der verschiedensten Richtungen in Verbindung. Diese geistig starke Frau stand in einem bis an die Grenzen ihrer Kraft ausfüllenden Hausfrauenberuf. Sie war die Gattin eines St. Gallener Kaufmanns, Mutter von dreizehn Kindern. Davon, von ihrem Leben, von den Schicksalen jedes ihrer Kinder und deren Nachkommen erzählt hier ihr Urenkel. Niemand wird ohne tiefes Interesse dieses reiche und spannungsvolle Leben auf sich wirken lassen. Ihr Werden und Wachsen, ihre innere und äußere Entwicklung, ihr Verhältnis zu Mann und Kindern, die stete Auseinandersetzung ihrer Glaubensglut mit den Anforderungen und Anfechtungen des täglichen Lebens, alles das ersteht vor unserem Auge. Und obwohl jedes ihrer Kinder eigene, oft seltsame Wege geführt wurde, leuchtet bei allen hervor das starke Erbe, das sie von ihrer Mutter und Ahnin mitbekommen haben, so daß noch heute, da ihre Nachkommenschaft die Zahl 922 erreicht hat, der Urenkel davon zu berichten weiß. Den Lesern der Christlichen Welt werden aus diesen 922 Namen wie Dora Schlatter (Briefwechsel mit Hermann Oeser), D. Theodor Zahn-Erlangen, D. Schlatter-Tübingen keine fremden sein. Dora Rade

Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Herausgegeben im Auftrage des Evangelischen Bundes von Fritz von der Heydt. Berlin W 10, Evangelischer Bund. 40 S. 40 Pf.

Lehrreiche Stoffsammlung; die Bewegung, die 1934 so starken Aufschwung gewann, hat Anspruch auf Teilnahme und Unterstützung von uns Reichsdeutschen und soll bald in der CW aufs Neue gewürdigt werden. Wer sich rasch über sie unterrichten will, findet hier zuverlässig das Wichtigste. M

Marie Hesse. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebüchern von Adele Gundert. Mit 16 Original-Lithographien von G. Böhmer. Stuttgart, Gundert. 253 S. Geb. 4.80 M.

Aus Tagebüchern und Briefen, die durch mehr als 40 Jahre gehen, ist diese Lebensgeschichte entstanden. Marie Hesse (1842 bis 1902), Tochter des Missionars und Sprachgelehrten Hermann Gundert, Mutter des Dichters Hermann Hesse, ist ein Missionskind, das seine Jugend abwechselnd in Württemberg, der deutschen und französischen Schweiz und in Indien verlebt. Es wächst in den Kreisen der Basler Mission auf, und in ihnen verläuft auch in der Hauptsache sein späteres Leben. Als Mutter von neun Kindern hat sie bei zarter Gesundheit doch zugleich die Kraft, auf dem Arbeitsfeld, in das sie durch Ueberlieferung und ihre zwei Ehen (Isenberg und Johs. Hesse) hineingestellt wird, dem der Missionsarbeit draußen und der Missionspflege daheim, tätig zu sein. In den Kreisen, denen sie angehört, ist bei der eigenen Person wie in der Missionsarbeit alles auf Bekehrung abgestellt. Aber diese pietistische Luft ist nicht weich und süß, sondern echt und kräftig. Wie in ihr und mit ihr Leidenschaft und Temperament, reiche Gaben und schwere Schicksale ringen und sich in sie einfügen, dem werden in einer ganz anderen Zeit auch anders gebaute und geführte Menschen mit Teilnahme und Gewinn folgen. Hermann Hesse wünscht dem Erinnerungsbuch an seine Mutter aufmerksame Leser. Wir teilen seinen Wunsch, indem wir das Wort „aufmerksam" in dem betonten Sinn von merksam oder spürsam verstehen.

Otto Wilhelm

Walter Flex. Ein Bild seines Lebens. Von Johannes Banzhof. — **Johann Sebastian Bach.** Bilder aus dem Leben des großen Meisters. Von Armin Stein. — **Dora Rappard.** Das Leben einer mütterlichen Frau. Von Anna Katterfeld. Alle in Berlin, Ackerverlag 1934. Je etwa 60 Seiten zu 0.60 M. Bd. 14, 15 und 16 der Sammlung „Führer und Freunde".

Schon manches ist über W. Flex geschrieben worden. Die Zeit des Krieges tritt heute immer wieder vor unsere Seele, in Büchern, Zeitungen und Zeitschriften. Daß wir das Erleben der Kriegsjahre einmal mit den Augen eines ganz Reifen betrachten dürfen, verdanken wir diesem kleinen Buch. Das Leben und Sterben dieses Helden und der Vielen, die gleich ihm gefallen sind, ist für uns Lebende eine Verpflichtung. — Dem Bach-Büchlein spürt man deutlich an, daß es nur ein Auszug ist aus einem größeren Werk. Man bekommt Lust, das Ganze zu lesen. Denn die drei Ausschnitte, die uns hier aus des frommen Musikmeisters Leben gewährt werden, sind jeder für sich überaus fesselnd. Das notenhungrige Kind, das nachts bei Mondschein sich Noten abschrieb, die ihm der größere Bruder nicht überlassen wollte; Bachs Besuch bei Friedrich dem Großen und der Genuß, an diesem Hofe wirklichen Musikkennern vorspielen zu dürfen; die letzten Lebenstage des erblindeten Meisters, in denen nach dem Choral „Wann ich einmal soll scheiden" noch einmal sein Augenlicht aufflammte und er so alle die Seinen noch einmal sah. Das sind die drei Bilder dieses Büchleins, die wir gerne in Armin Steins anschaulicher Art miterlebt haben. — Mütterliche Frauen suchen wir heute überall und sind froh, wenn wir ihnen begegnen. Wenn nun eine solche Mutter, die neben den eigenen zehn Kindern auch noch die vielen Schutzbefohlenen ihres Mannes in St. Chrischona als Hausmutter liebend an ihr Herz nahm, daneben eine so weltweite, hochgebildete, musikalische Frau und feinsinnige Dichterin ist, wie D. Rappard, dann ist solch Büchlein ein Erlebnis. Besonders wir Frauen könnten bei ihr in die Schule gehen. Dieses Leben für Andere hatte nur ein Ziel, das ihr selbst so vor Augen stand:

„Aber hier schon leuchtet uns von dort der Schein. —
Ist das Glauben selig, was muß das Schauen sein!"

Maria Rhine

Ein Christ erlebt die Probleme der Welt. Von Gustav Adolf Gedat. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1934. 30. Tausend. 144 S. 1.80 M.

Gedats Buch hat schon nach kaum drei Monaten das 30. Tausend hinter sich. Was soll man da noch viel sagen: wir sind der Meinung, daß der klare Blick des Schreibers fürs Interessante trotz der gebotenen Weite seiner wirklichen und geistigen Weltreise ihm die meisten Leser schafft; daß er den Sinn für das Einfache sich erhalten hat und nicht von der vielgerühmten „hohen Warte" aus die Dinge sich besah; und nicht zuletzt ist es die anschauliche, zuweilen romanhaft geladene Sprache, die den Leser willig diese Berichte in sich aufnehmen läßt. Man erlebt die Welt und ihre Probleme, ist das nicht übergenug? Otto Hubele

Der Ruf der Zeit. Von Anna Maria Roos. Aus dem Schwedischen übersetzt von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart, Frommann 1932. 226 S. 4 M.

Die schwedische Verfasserin sucht die Heilung der innersten Not der Gegenwart nicht in einer neuen Religion, auch nicht in der Flucht in das alte Dogma oder in der Neubelebung des Kultus, sondern in der Wendung zu dem hinter den dogmatischen Wänden verborgenen Christus. Denn „Christus ist das ewige Vorwärts" (H. Kutter). Den vom „modernen Menschen" erhobenen Einwänden begegnet sie mit einer reichen Auswahl von Aeußerungen alter und neuer Autoritäten, aber auch mit eigenen klugen Argumenten, die freilich den Skeptiker nicht überwinden können. Denn es handelt sich bei Christus um Willenschaft, also um eine andre Dimension, als die Sphäre der intellektuellen Argumente. Darum tut sie dem „modernen Menschen" zuweilen zuviel Ehre an. Die Wahrheit richtet sich nun einmal nicht nach uns, auch nicht nach dem modernen Menschen, sondern der muß sich, wie wir Alle, nach der Wahrheit richten. — Das in seiner Grundhaltung sehr erfreuliche Buch ist leider in den Begriffen nicht immer klar. Das gilt vor allem vom „Glauben". Nachdem die Theologie des 19. Jahrhunderts aus den Evangelien, aus den Paulusbriefen, aus Luthers innerem Schicksal einwandfrei nachgewiesen hat, daß evangelischer Glaube etwas ganz anderes ist als das Wissen und Fürwahrhalten wenn auch noch so korrekter Lehren, ist es niederschlagend, zu sehen, daß selbst eine so bewußt evangelische, gebildete Frau unentwegt weiter den Glauben mit Ansicht, Meinung, Idee gleichsetzt und damit dem trüben Wahn der Masse — auch der theologischen Masse — folgt, als ob dieser Akkusativ-Glaube, mit dem der Katholik Luther „in der Hölle" war, einem verzweifelten Menschen helfen könnte. Wir kommen auf diesem Gebiete nicht einen Schritt vorwärts, ehe wir nicht bewußt, energisch, und, weil es so nötig ist, einseitig die Konsequenz aus Luthers Turmstuben-Erlebnis ziehen, mit dem die Weiche der Reformation gestellt wurde. Die Orthodoxie, die von der Verfasserin für die Entfremdung Vieler verantwortlich gemacht wird, steht und fällt mit der orthē doxa, der rechten Lehre, d. h. eben mit diesem Akkusativ-Glauben. Die sonst so kluge Frau merkt nicht, daß sie durch ihren Glaubensbegriff grundsätzlich auf demselben Boden steht, wie die von ihr bekämpfte Orthodoxie. Da gibt es dann eben nur ein Mehr oder ein Weniger an Gaubensartikeln. Zu überwinden ist die orthodoxe Haltung nur von dem Glaubensbegriffe Jesu aus, der dem Augustinermönche in jener Nacht an Röm. 1, 17 aufging, als die völlig „atheoretische" Haltung schlechthinigen Kindesvertrauens. Nur aus der entschlossenen Konzentration auf diesen Glauben, dessen „Anfänger und Vollender" Christus ist, kann auch die evangelische Klarheit über die Wirklichkeit Gottes gewonnen werden, denn „Glaube und Gott gehören zu Hause" (Luther) — ebenso über die „Kirche" und alles Wesentliche. Wenn die Verfasserin mit ihrem weiten Blick all das reiche Material einheitlich in diesem Brennpunkte gesammelt und durchleuchtet hätte, ihr Buch wäre sicherlich wirkungsvoller geworden. Sie wäre dann auch von selber darauf geführt worden, daß die Rettung nie im Denkmäßigen, im Dogmatischen, im Argumentativen, sondern im Dynamischen liegt. So hat Goethe in dem bekannten Gespräche mit Eckermann den Ruf der Zeit verstanden, und so führt es die sogenannte Gruppenbewegung unsrer Tage durch. Dort ist alles auf den Glauben des Neuen Testaments gestellt. Aber — so sagt Gibbon — „wenn schon nichts als Zeit, aber viel Zeit dazu gehört, daß eine Welt untergeht, so gehört auch nichts als Zeit, aber noch viel mehr Zeit dazu, daß in Deutschland, dem ‚Lande der Allmählichkeit', ein falscher Begriff zugrunde geht". Es sind ja erst (!) 400 Jahre seit Luthers Erlebnis vergangen! Inzwischen täten wir aber gut, der tapferen Kämpferin für evangelische Freiheit und warmen Freundin Deutschlands williges und dankbares Gehör zu schenken. Paul Jaeger

Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo. Von Joseph Wittig. Ungekürzte Volksausgabe in einem Band. (16.—20. Tausend der Gesamtausgabe.) Heilbronn, Salzer. 545 S. 4.80 M.

Erstaunlich billig, und ein sehr handlicher Band (da das Papier dünn ist). Das Buch ist vielen unserer Leser längst vertraut und lieb; möge es weiter Vielen Freude machen als eine Art Verdeutschung des Evangeliums, zu der vielleicht gerade ein vom Katholizismus Kommender berufen war. Freilich ein Mann, der nicht bloß Theologe, sondern auch wirklicher Dichter ist. M

Zwiegespräche. Von Rudolf Huch. München, Langen/Müller 1935. 294 S. Geb. 7.50 M.

Ein Alter, voll hoher Kultur, plaudert mit einem Jüngeren über tiefe und tiefste Lebensfragen wie über Gegenwartsgeschehen, ungezwungen und sprunghaft, ernsthaft und heiter, tiefblickend und auch oberflächlich (besonders beim Zeitgeschehen, wie Inflation). Ueber seiner Welt stehen die Sterne Plato, Kant, Goethe und Jesus. Das Werk ist anregend für den einsamen Leser wie für die Aussprache eines Kreises. Wenn die Verleger auf dem Umschlag erklären, daß diese Welt mit ihrem Autor versinke, so möchte man doch sagen: Abwarten, meine Herrn! Gerhard Heine

„Gott weiß, warum." Briefe einer Kranken an ihren Gatten. Leopold Klotz-Verlag, Gotha. 1.60 M.

Diese Briefe einer tapferen, mitten in der Arbeit tödlich getroffenen Frau zeigen in bemerkenswerter Weise, wie völlig undogmatisch, dynamisch, rein menschlich das christliche Innenleben wird, wenn es in den wesentlichen Mittelpunkt, die Gotteskindschaft, und damit täglich unter Schmerzen vor das allein Wichtige und allein Richtige gestellt wird: den Willen des Vaters. Alle Rechthaberei des dogmatischen Menschen geht da auf in der einen, entscheidenden Gewißheit des Gotteskindes, daß nur der Vater recht hat und recht behält. — Unlängst sagte eine sehr fromme Oberin (Luk. 18, 9) nach einem Luthers Gedanken darstellenden Vortrage über „Unsern Gott": „Es ist klar, daß der Redner nicht gläubig ist! Er hat nicht ein einziges Mal gesagt: ‚Der liebe Heiland'!" Nach diesem Maßstabe müßte auch die Gethsemane-Seele dieser Frau zu den ungläubigen gehören, denn Christus wird überhaupt nicht genannt. Er ist in diesem Ringen eines Gotteskindes überall deutlich gegenwärtig. — Es wäre nicht recht, dieses reine, im besten Sinne „ergreifende" menschliche Dokument nur leidenden Frauen in die Hände zu legen. Den Männern sagt es dasselbe Notwendige. Es sollte überhaupt nicht bloß von Leidenden gelesen werden, sondern gerade von solchen, die in voller Kraft stehen und sich die Tatsache nicht verschleiern, daß sie eines Tages vor ihren allerbängsten Stunden stehen werden. Paul Jaeger

Gottes Wort bei uns Deutschen. Von Hans Ruft. Königsberg, Provinzialverband für Innere Mission. 41 S. 0.75 M.

In wahrhaft seelsorgerlicher Weise wird in diesen „drei volksmissionarischen Reden" dem deutschen Volk und der Kirche zumal ernst und eindringlich Buße gepredigt von Einem, dem man es abspürt, daß er sich selber unter das göttliche Gericht stellt, und dessen Bußruf man darum willig stille hält. Erfreulich ist, wie ausgiebig Luther zu Worte kommt. Wo heute so Volksmission getrieben wird, da bedeutet das wirklich Aufbau vom Evangelium her.
Karl Müller

Die Ewigkeit des Volkes. Arndt-Auswahl von Hans Kern. Jena, Diederichs. 70 S. 80 Pf.

Kern will bieten, „was uns Heutigen aus der Seele gesprochen ist". Die wesentlichen Gedanken Arndts werden erfaßt, die Einheit von Person und Werk wird leider nicht ganz deutlich, auch wird der ältere Arndt kaum berücksichtigt. Genaue Stellenangaben wären bei dem schwer zugänglichen Material erwünscht.
Hello Plath

Heilkraft und Schöpfung. Von Willy Hellpach. Dresden, Carl Reißner 1934. 276 S. 4.30 und 5.80 M.

Charakter, Leiden und Heilung. Von Fritz Künkel. Leipzig, S. Hirzel 1934. 235 S. 5 und 6.80 M.

Medizin und Aerzte leben heute in einer doppelten Krise: der Medizin sagt man nach, daß sie sich meistens mehr für den „Fall" als für die Heilung einer Krankheit interessiere, dem Arzt, daß er am Krankenbett nur ans Geldverdienen denke. Die Volksmedizin der sogenannten Kurpfuscher hat sich einen nicht immer „heilvollen" Einfluß erobert, aber das Publikum läuft hin. So ist es gut, daß ein erfahrener Arzt und Psychologe, der Heidelberger Hellpach, in seinem neuesten Buch die Seelenmaskerade aller Beteiligten bei solch einem „Fall" einmal wieder klar zu Bewußtsein bringt und darüber hinaus auf die heilkräftige Wirkung unserer natürlichen (und geistigen) Umgebung hinweist. Das Buch hält mehr, als sein Titel so von vornherein verraten möchte.

Künkels Arbeit ist der 5. Band einer Reihe, die der verdiente Charakterologe und Heilpädagogge unter dem Namen „Angewandte Charakterkunde" herausgibt. Der Begriff Charakter hat in diesen Büchern seine ganz engbegrenzte Bedeutung, insofern in ihm nur die äußerlich erkennbaren menschlichen Verhaltensweisen in gesunden und kranken Tagen verstanden werden sollen. Im vorliegenden Band beschäftigt sich der Verfasser besonders mit den krankhaften Folgen, die der Einzelmensch beim Kampf mit der Umwelt davonträgt, und zwar in der doppelten Richtung: daß der Einzelne sich mit der Umwelt auseinandersetzt und dabei unterliegt, oder daß die Umwelt sich mit dem Einzelnen auseinandersetzt, indem sie ihn verwöhnt, pflegt oder auch ausstößt. Diese Auseinandersetzungen bleiben nicht ohne seelisch-körperliche Rückwirkungen („Folgen"); um sie verstehen zu lehren, ist das Buch geschrieben.
Otto Hubele

Kreuz und Reich. Von Hans Asmussen. Berlin, Wichern-Verlag 1934. 56 S. 1.50 M.

Das „Kreuz" als die Grundlage der Erlösung und das „Reich" als die Weltherrschaft des Menschen werden hier geistvoll herausgearbeitet und das Ineinander, Füreinander und Gegeneinander beider aufgezeigt. Abseits vom Tagesstreit und doch ganz eigentlich als Wort zur Lage wird hier klar und eindeutig die grundsätzliche Frage nach dem Verhältnis des Christen zum Staat gestellt und von einer welt- und heilsgeschichtlichen Perspektive aus behandelt, in der zugleich die Vorläufigkeit der heutigen Kirchenfronten deutlich wird. So ruft Asmussen die Kämpfer aller Fronten zu fruchtbarer Besinnung.
Karl Müller

Deutsches Christentum (der Weg zur dritten Kirche). Von Georg Schneider. Stuttgart, W. Kohlhammer. 192 S. 2.40 M.

Schneider bittet, nicht Einzelheiten zu zerpflücken, sondern die große Grundlinie seines Büchleins zu sehen. Wenn man diese Bitte erfüllen will, muß man aber doch darauf hinweisen, daß nicht nur „manche stilistischen und gedanklichen Unebenheiten" sich finden, die mit dem Zeitmangel des Großstadtpfarrers entschuldigt werden können. Man stößt auf viele temperamentvoll hingeworfene, aber mangelhaft begründete Behauptungen und auf recht willkürliche Annahmen. Neben herrisch auftretender Kritik steht viel sorglose Uebernahme des Ungesicherten, und der Verfasser täuscht sich nicht selten über die Sturmfreiheit der eigenen Stellung. Trotzdem hat gerade ein solches Buch in unseren Tagen seinen Wert, und man darf den Leser bitten, es auch da, wo er sich zunächst gekränkt fühlt, sorgfältig zu lesen. Der Verfasser ist nicht nur durch die religiöse Lage schwer erschüttert — wer wäre das nicht, wenn er ernst und fromm ist —, sondern er sieht auch sehr vieles klar, und das unverblümte Aussprechen ist nötig in einer Zeit, wo den Kirchen nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht wird, daß sie sich dem Anliegen der intellektuellen Wahrhaftigkeit zu sehr verschlossen, das deutliche Sprechen den wenigen Außenseitern überlassen, selbst aber zu viel Nützlichkeitspolitik getrieben haben. Wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde manches nicht sein, was jetzt der „Deutschen Glaubensbewegung" zugute kommt und auch an anderen Stellen Gegensatz gegen das Christentum und die Arbeit der Kirche geschaffen hat. Der Wille, die Dinge rückhaltlos so zu sehen wie sie sind, ist wertvoll an dem Buch, und darum legt man es nicht ohne Dankbarkeit aus der Hand. Schneider weiß einen Eindruck davon zu geben, an wie vielen Stellen uns das Wort „Deutsches Christentum" vor schwere Fragen, allerdings auch vor nicht unerhebliche Gefahren und vor zur Zeit noch ungelöste Aufgaben stellt.
Arnold Taube

Wie ich meinen Kindern die Geschichten von Jesus erzähle. Von Rüdiger Alberti. Dresden, Ungelenk. 195 S.

Es ist sicher eine wahre Freude für Kinder, diesen lebhaft erzählten Geschichten zuzuhören. Bild reiht sich an Bild, oft in die Farben der Gegenwart getaucht, so wenn der Reiter heransprengt, der das Plakat mit der Ankündigung der vom Kaiser verordneten Volkszählung bringt, oder wenn der gute Hauptmann sich vom Dienst beurlaubt, um die Hilfe Jesu für seinen kranken Burschen zu erbitten. Der religiöse Ernst der Geschichten ist trotz dieser Farbigkeit voll gewahrt und wird auch den Kleinen fühlbar werden.
Marie Horstmeier

Leuchter von oben. Religiöse Dichtung von Egon Hajek. Verlag des CVJM, Wien VII, Neubaugürtel Nr. 26. 45 S. Geh. 3 Sch. (1.50 M.).

Drei Strahlen brechen hell aus dem Büchlein: Liebe zum Schöpfergott, der sich offenbart in der Herrlichkeit der Schöpfung, zu dem Erlösergott, der sich offenbart in Christus, und zu all dem, was mit uns im Weltall lebt und webt. Nicht immer gelingt es Hajek, Form und Inhalt seiner Bilder zu harmonischer Einheit zu verschmelzen. Manche seiner gedankenschweren Verse muten mehr an wie Philosophie als wie Lyrik; in andern aber leuchtet es auf in der Schönheit ursprünglicher Einfachheit: „Was ist Heimat?" — „Krankenstube" — „Schlaflose Nächte", das sind rechte Sterne im Dunkel, „Leuchter von oben".
Anni Bouché

Grundlagen künstlerischer Erziehung. Von Friedrich Natorp. Augsburg, Filser. 90 S. 4.80 M.

Natorp erweist sich durch die gründliche Unterbauung, die er seiner Kunstpädagogik in sehr eingehenden philosophischen Erwägungen gibt, als Sohn seines Vaters, des vor zehn Jahren verstorbenen Marburger Pädagogiephilosophen Paul Natorp. Besonders klar herausgestellt hat er eine Unterscheidung von Geist und Seele, darin dem Geist alle bewußte eigentliche Arbeit zufällt, alle Technik besonders, der Seele dagegen alles eigentlich Schöpferische, das aus dem Unterbewußtsein her die wirklichen Werte, wie alles Lebens, so im besondern der Kunst, hergibt. Die Natorpsche Unterscheidung von Seele und Geist, die zur Klärung beizutragen sehr geeignet ist, muß man beim Lesen des Büchleins im Auge behalten. Natorp gibt die positive Parole aus: Kunstunterricht als Befreiung des Schöpferischen, Seelischen im Schüler, damit dem Wissensunterricht, der die Uebung der begrifflichen Geistigkeit zu betreiben hat, die wirklichen Werte zugeleitet werden, für deren Umsetzung in die Wirklichkeit der begriffliche Unterricht die Mittel schaffen soll.

Zu einem Einzelpunkt sei ein Wort gestattet. Natorp bemerkt, daß ein Haupthindernis des Gelingens einer seelischen Befreiung in der Angst stecke, „sei es die Angst vor dem Lehrer, sei es die Angst vor dem falschen Strich oder die Angst vor der eigenen Courage". Er selbst nennt als Quellgebiet dieser Angst das (in seinem Sinn) Geistige. Ich glaube, man kann es noch näher als den Korrektheitswahn bestimmen, der noch aus der älteren, sonst verlassenen Vorstellung stammt, nach der es sich im Unterricht um die Ueberlieferung und Einübung eines absolut Richtigen handelt, neben dem nur Falsches denkbar ist. So daß dann der Hauptnachdruck darauf fällt, daß möglichst kein Strich oder Buchstabe unzensiert oder -korrigiert durchgelassen werde. Vor der Erfahrung hält diese Lehrmethode durch stetes Korrigieren erfahrungsgemäß auch nicht stand. Alles wirkliche Lernen, z. B. einer Sprache, sei es des Kindes im Elternhaus, sei es des Erwachsenen im Vaterland der Sprache, kommt durch unkorrektes Drauflossprechen zustande, und zwar um so schneller, je weniger dem Lernenden durch die „Angst vor dem falschen Strich" der Mut zum freien Sprechen benommen wird.

Das Büchlein kommt Grundgedanken der neuen Ordnung weit entgegen, nicht nur in dem gelegentlich in ihm stark hervorgehobenen Gedanken vom Lehrer als Führer, sondern vor allem in der Forderung einer größeren Zurückdrängung des geistigen Elements zugunsten des seelischen. Arthur Bonus

An Allem wachsen! 365 deutsche Gedanken und Gedichte. Ausgewählt von Gerhard Merian. 126 S. Kart. 1.25, geb. 2.60 M. Wie die bekannten Tagesspruchsammlungen, die M. in den letzten Jahren regelmäßig herausgab und die Vielen lieb geworden sind. Unter den benutzten Schriftstellern überwiegen durchaus die der Gegenwart, und unsre Leser werden manchen guten Freund darunter finden. M

Deutsches Weihnachtsbuch. Von M. Goos. Berlin, Paul Franke. 64.—73. Tausend. 380 S. 3.50 M.

Dies Buch soll nicht an einem Weihnachten erschöpft werden. Ein Familienbuch ist es, aus dem jeden Weihnachten, während die Kinder heranwachsen, etwas vorgelesen werden kann: ein Stück aus deutscher Dichtung, ein Choral, ein Lied aus jüngerer Zeit, Familienerinnerungen. Deutsches Gemüt, geweckt, vertieft, geläutert durch die heilige Weihnachtsbotschaft! Aus protestantischem und aus katholischem Volksleben. Denn dies Fest ist uns doch durch Jesus Christ so ganz gemeinsam. Es steht viel, viel Schönes auf diesen 380 Seiten. Walther Classen

Arietta. Die Geschichte einer Kindheit. Von Ludwig Ziemendorf. Berlin, Furche-Verlag 1933. 112 S. 2.80 M.

Drei Lebensstufen unterscheidet der Verfasser: die Kindheit, die er die „Stufe der Unschuld" nennt, weil das Kind noch nichts will und das Leben bloß als eine Gabe hinnimmt. Die Stufe der Schuld: „Ein Netz ist über ihn (den Menschen) geworfen, in dessen Maschen er sich um so unlösbarer verstrickt, je mehr er sich befreien möchte... Das Leben ist ein Fischer, dem Erbarmen fremd ist... Man wollte wahr sein. Es ging nicht. Man wollte gut sein. Warum ging es nicht? Man wollte das Absolute." Auch das ging nicht. Zweifel am Sinn des Lebens und dahinter Verzweiflung an der Möglichkeit, diesem Verhängnis zu entrinnen, stellen sich ein. Plötzlich entdeckt man doch einen Ausweg: den Versuch, an sich selber zu genesen. Jedoch der Ausweg wird zum Irrweg. So bleibt nur noch die Möglichkeit, von sich selber wegzusehen, den Wert in sich zu leugnen und statt dessen den Blick aufwärts zu richten und den absoluten Wert über sich anzuerkennen. Die letzte Stufe ist erreicht: der Mensch weiß um Gott und wird wieder Kind — Kind Gottes.

Nach solch gründlicher, einleitender Betrachtung erzählt Ziemendorf seine Kindheit. Mutter und Vater und der so ganz anders geartete Bruder werden lebendig mitsamt den Erlebnissen der ersten Angst, den ersten seelischen Konflikten, den Kämpfen um die Wahrheit. Entscheidend wird und wirkt auf einem Kirchweihfest in den Ferien das erste Erlebnis der Liebe. Wichtig wird danach die Aufnahme in den Kreis der Jugendbewegung, die er erlebt mit all ihrem Revolutionären und Naturverbundenen, mit ihrem Suchen nach neuer Lebensform und Gemeinschaft, mit ihrem Wandern und Kunstgenießen. Mit einem etwas merkwürdig und unklar dargestellten plötzlichen Erlebnis beschließt Ziemendorf seine Aufzeichnungen: er findet bei einer Seiltänzergesellschaft Arietta, die sein erstes Liebeserlebnis verursacht hatte, wieder. Aehnliche Erschütterungen wie damals durchbeben sein Inneres, die Seligkeit des Wiedersehens löst jahrelange Spannungen — da dringt ein dritter Mensch, der ebenfalls Anspruch auf sie erhebt, in das eben aufwallende und seinen Höhepunkt erlangende Liebesspiel ein. Die letzte große Wandlung hat sich vorbereitet: der Irrweg ist erkannt. Vor dem Abgrund der Verzweiflung bewahrt nur noch eins: die Gnade, auf die letzte Stufe erhoben zu werden. Ein Buch, geschrieben einmal als eine „fruchtbare Art, ein aufgekommenes Heimweh zu meistern", zum andern aber, „um von den Ursprüngen des Lebens Rechenschaft abzulegen", birgt auf etwas mehr als 100 Seiten tiefe Erlebnisse und Erkenntnisse und geht uns Alle etwas an, denn wir werden — besonders soweit wir dem Wandervogel und der Jugendbewegung angehörten — uns selber darin irgendwie wiederfinden.

Hans Lauf

Die Familie Pfäffling. Eine deutsche Wintergeschichte von Agnes Sapper. 279. bis 288. T. Neuausgabe mit 42 Federzeichnungen von Martha Welsch. Stuttgart, D. Gundert. 255 S. Geb. 4 M. — **Werden und Wachsen.** Erlebnisse der großen Pfäfflingskinder von Agnes Sapper. 171. bis 180. T. Neuausgabe mit Federzeichnungen von Martha Welsch. Ebenda. 318 S. Geb. 4.80 M.

Zu diesen Büchern ist nichts mehr zu sagen. Sie haben seit fast drei Jahrzehnten ihren Platz im deutschen Haus- und Familiengut und sie werden ihn noch lange behalten unter der Voraussetzung, daß die Freude an der kinderreichen Familie nicht erlischt und daß es der Familie möglich ist, ein verhältnismäßig geschlossenes Eigenleben zu führen. Hier wird uns eine Ausgabe mit Bildern vorgelegt, die von jetzt ab neben der seitherigen hergeht. Mir will es scheinen, als ob die Künstlerin in einer anspechenden Weise, weder zu laut noch zu leise, nicht matt und nicht vordringlich, den Inhalt der zwei Bücher begleitet hätte. Otto Wilhelm

Marli. Von Hanne Menken. Stuttgart, Gundert 1934. Mit Federzeichnungen. 62 S. Geb. 0.85 M.

Jüngferle. Von Maria Bayer. Stuttgart, Thienemann. Mit Bildern. 61 S. Geb. 0.85 M.

Kleine Mädchen werden ihre Freude daran haben. Das erste Bändchen eignet sich für Kinder, sobald sie lesen können, das zweite für 8—11jährige. Dieses trägt einen ausgesprochen süddeutschen Charakter, während „Marli" überall ohne weiteres verstanden wird. Gefällige Zeichnungen und bunte Einbände vervollständigen den guten Eindruck. Martha Frommer

Von Blumen, Bäumen und fröhlichen Gesellen. Von Ludwig Lohß. Mit farbigen Bildern von Tamara Ramsay, Stuttgart. 148 S. Geb. 3.80 M.

Etwas vom Ton der Gegenwart, und etwas von der Art alter Kindergeschichten; in der Darstellung manchmal ein Stück vom Struwelpeter, aber mehr besinnlich als drastisch, und über dem Ganzen der Sonnenschein eines tiefen Gemüts, so daß diese Geschichten (in Prosa und Versen) und manche der Bilder nicht nur Kindern, sondern auch solchen Erwachsenen Freude machen werden, die noch oder wieder zu sein vermögen wie Kinder, namentlich in der Weihnachtszeit. M

Bauernballade. Von Bruno Nelissen-Haken. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1934. Kart. 1.80 M.

Der durch seine Arbeitslosenerzählungen bekannt gewordene Verfasser hat für seine Person die Folgerungen gezogen aus seiner Auseinandersetzung mit dem Problem der den Menschen erdrückenden Großstadt, indem er Siedler wurde. In seinem Volksspiel gibt er Rechenschaft von seinem Erlebnis des Dorfes. Urkräfte steigen auf und werden gestaltet. Die Bauern, die er uns vor die Seele stellt, sind reich an Ursprünglichem, werden gleichnishaft für alles Menschenstreben, zeigen Weg und Ziel, wohin wir zurückzufinden haben, wenn uns die Flut nicht über den Kopf steigen soll. In das Schicksal bäuerlicher Menschen, das uns vor Augen gerückt wird, verspinnt der Dichter Volkslieder eigener Prägung. Darum ist seine „Ballade", die als Hörspiel über deutsche Sender ging, nicht nur ein köstliches Buch zum Lesen, sondern ein Laienspiel von starker dichterischer Kraft und tiefer Wirkung.

Hans Dittmer

Nach Jahr und Tag. Roman von Knud Hamsun. München, Albert Langen Verlag.

„Nach Jahr und Tag" kommt August zurück. Aber er nennt sich diesmal anders, ach, und ist so bescheiden. Auch in die Bucht wagt er sich nicht wieder. Aber er wird doch von den Leuten (wie auch von uns) erkannt. Auf seine Weise tut er vieles Gute, aber auch vielen Unsinn; der sehr alte August hat sich nicht geändert. Auch das Geld von der Sparkasse spukt noch immer herum und will und will nicht kommen. Und endlich stirbt er, alt, arm und auf komische Weise, auf gute Art. Wir werden ihn nun endgültig vermissen müssen, denn... aus dem Jenseits wird ihn Hamsun nicht noch einmal holen, damit er sich „das viele Geld von der Sparkasse holt". August, der „Landstreicher", der „Weltumsegler", ist tot. Hamsun hat ihn sterben lassen und wir wollen ihn betrauern und zufrieden sein, daß uns Hamsun seinen Tod noch miterleben ließ.

Detta Friedrich

Simon Haenhuysen. Von Cornelis Rijnsdorp. Ein Gemeinderoman aus dem kirchlichen Leben Hollands. Deutsche Uebersetzung von Franz Dülberg. Verlag des Erziehungsvereins Neukirchen, Kreis Mörs. 208 S.

Das Buch teilt das Schicksal vieler Uebersetzungen, daß es außer Landes ganz anders wirkt als an Ort und Stelle, wo man vertraut ist mit den Sitten und Lebensauffassungen der Bewohner. Es schildert die innere Lebensgeschichte eines Mannes, der sich aus Gewissensgründen jahrelang der Kirche fernhält, nach seiner Rückkehr aus der Fremde sich aber dem Glauben seiner Väter wieder zuwendet und um Wiederaufnahme in die Gemeinde bittet. Hier aber offenbart sich der engherzige pharisäische Geist der Kirchenältesten, die eine Bloßlegung aller Phasen seines inneren Lebens und die Geste eines zerknirschten und nun bekehrten Sünders als Bedingung seiner Aufnahme fordern. Der Pfarrer, der als ernster und aufrichtiger Christ die sympathischste Gestalt des Buches ist, vermag sich seinen Kirchenältesten gegenüber nicht durchzusetzen, so sehr er

die Unmöglichkeit ihres Verlangens für jede feiner empfindende Frömmigkeit versteht. Die Lektüre eines religiösen Buches bringt den Helden der Geschichte endlich dahin, wenigstens dem Pfarrer sich gänzlich zu erschließen, der dann im Kirchenrat seine Aufnahme durchsetzt, die in einer Abendmahlsfeier im Stil und Geist dieser Kirchenleute ihren Abschluß findet. Nur solche Leser werden nach diesem Buche greifen, die sich für holländische Verhältnisse in kleinbürgerlichem Milieu und kleinbürgerlicher Geistigkeit interessieren.

Hermann Goetz

Ein Herz im Lärm der Welt. Briefe an Freunde von Max Dauthendey. München, Albert Langen/Georg Müller 1933. 240 S. 5.50 M.

Wir haben neben seinem gesamten dichterischen Werk die wunderbaren Dokumente einer großen Liebe: Mich ruft dein Bild, Briefe an seine Frau; wir haben seine autobiographischen Schriften in einem besonderen Band und haben sein oftmals und vielfältig gestaltetes Leben in diesem neuen Buche in wieder anderer Formung vor uns, diesen Briefen einer freundlichen Mitteilsamkeit aus den Zeiten seiner späteren Jugend, seiner frühen Kämpfe im Elternhaus, mit dem bürgerlichen Sinn des Vaters, diesen Briefen des Ringens um sein Eigenstes, des inneren Wägens und Wagens, Zweifelns und Vertrauens in den Bereichen seines Künstlertums. Und ob er denn nun den Lärm der großstädtischen Welt unter der Stille seiner abgeschiedenen Arbeitsstube erlebt, ob er aus glücklichen Sommerzeiten der Erholung in der Rhön oder später aus Schweden und noch später von seinen großen Reisen und zuletzt von der letzten Reise her schreibt — der letzte Brief des Buches datiert vom 9. August, und am 29. desselben Jahres 1918 ist er einsam auf Java gestorben — in allem ist er der wahrhafte Dichter, der eben in allem und immer nur Gestalter ist. In allen Dingen des äußeren und äußersten Lebens sogar und vor allem des inneren Seins zittert sein Herz. Dauthendey, auch in allen praktischen Verhältnissen des Lebens ein Kind, hat unsagbar gelitten an den Verhältnissen der äußeren Wirklichkeiten, und so ist denn dieses Buch in vielem ein dichterisches Werk voll reicher Schönheit nicht zuletzt auch in der Gestaltung des Leidens der Welt, und es ist ein rechtes Buch vom Leid der Welt, in dem der Mensch, der es schreibt, zuletzt einsam am Heimweh nach Deutschland und seiner wartenden Gattin im fremden Lande stirbt. Heimweh zum ewigen, unendlichen Sein, das der Dichter in allem spürt und das doch verborgen und für Menschen ungreifbar ist, aber Allen, die sich ihm ergeben, zum tiefen Erleben wird.

Erich Bockemühl

Die Majorin. Von Ernst Wiechert. München 1934, Albert Langen/Georg Müller. 226 S. Leinen 4.80 M.

Ein Mensch, der nach dem Kriege zwanzig Jahre lang alles Grauenhafte einer fremden Gefangenschaft erlitten hat, geht nicht die breite Straße in seine Heimat zurück, sondern den lebensgefährlichen Pfad mitten über das Moor. Was ihn überhaupt dazu treibt, zurückzukehren, weiß er nicht, denn es ist mehr Totes als Lebendiges in ihm. Er denkt nicht daran, zu bleiben, aber er bleibt. Die Frau, die man die Majorin nennt, die ihren ungeliebten Gatten im Krieg verloren hat und deren Sohn für sie nicht mehr ihr Sohn sein kann, sieht hier in dem Schicksal dieses Menschen eine Aufgabe, die sie selbst dem Leben zurückführt.

Die Seele dieses Buches ist groß. Die Musik des Buches ist leise, und wenn auch ein Brausen durch die Bäume wie durch die Seelen geht, so ist dennoch alles sehr einsam und verborgen. Man wird an Hamsuns „Pan" erinnert — aber es ist belanglos, ob die große schöpferische Resignation des nordischen Dichters Wiechert beeinflußt hat, denn sein Buch ist aus Eigenem geworden.

Erich Bockemühl

Der Marienkäfer. Novellen von D. H. Lawrence. Leipzig, Insel-Verlag. 283 S. Geb. 7 M.

Der Zigeuner und die Jungfrau. Novellen von D. H. Lawrence. Leipzig, Insel-Verlag. 330 S. Geb. 7 M.

Da D. H. Lawrence einen immer größer werdenden Leserkreis in Deutschland gewinnt, sind aufs neue zwei Novellenbände von ihm ins Deutsche übertragen worden: „Der Zigeuner und die Jungfrau" und „Der Marienkäfer". Auffällig an Lawrences Novellen ist, daß sie mit bedeutend mehr Disziplin geschrieben sind als seine Romane. Während er in letzteren oft den Weg verliert und seitenoder kapitelweise weitschweifig und zerfahren wird, zwingt ihn die Kürze der Novellen dazu, von Beginn bis Ende mit eiserner Konzentration beim Thema und vor allem in der gegebenen Stimmung zu bleiben. Bedenkt man, daß Stoff und Begebenheiten fast aller dieser sehr kurzen Geschichten (oft nur Skizzen) dazu ausreichen könnten, je einen vielbändigen Roman zu füllen, so ist es nicht verwunderlich, wenn man nach Beendigung der Lektüre ganz der Gedanken- und Gefühlswelt von Lawrence verfallen ist. Wie in allen seinen Büchern ist auch in diesen das Thema „Mann und Frau" das ausschlaggebende. Für die Frau, „die Bienenkönigin, die Mutter, den weiblichen Menschen mit der Kornähre in der Hand", ist „der Mann, der das Schwert trägt" (im bildlichen Sinne) das große Geheimnis, die anbetungswerte dunkle Kraft, das ewige Kind mit tausend Schmerzen. Dies ist der einzige dauernde Besitz der Frau: „der ungreifbare linde Strom des Befriedigtseins, der sie an der Seite des Mannes, ihres Mannes trägt. Das ist ihre Vollendung und ihr höchstes erreichbares Ziel." Mystisches, Uebersinnliches spielt dabei eine große Rolle. Der Tote kommt zu seiner lebenden Frau und „liebt sie mit der stummen Leidenschaftlichkeit eines Gatten, der von einer langen Reise zurückgekehrt ist..." und der Lebende tröstet die Geliebte: „Denn auch jenseits der Grenze unseres Lebens noch werde ich auf dich warten." Leben und Tod läßt Lawrence ihre Grenzen verlieren; über allem aber steht die Liebe, die Liebe zwischen Mann und Frau, die Gattenliebe.

Dekka Friedrich

Fahrt durchs Land um Liebe und Gott. Roman von Martin Funk. Berlin, Furche-Verlag. 224 S. Leinen 3.60 M.

„Ein Roman" nennt sich das Buch — nun, ein Roman im alten Sinne ist es nicht. Wer die Handlung erzählen wollte, geriete in Verlegenheit. Ein Tagebuch kann man es freilich auch nicht nennen, obgleich es durch weite Strecken ein Ichbericht ist, der aber immer wieder unvermittelt aus diesem Ich herausfällt. Name, Herkunft und Vorgeschichte des Helden bleiben dunkel, bis auf die Tatsache, daß ein junger Theologe aus dem Kriege zurückkehrt und heimatlos und in jedem Sinn aus der Bahn geworfen, einsam, fast möchte man sagen: innerlich nackt und bloß, dasteht. Die Namen von Freunden und Freundinnen werden flüchtig erwähnt, aber ihre Gestalten ziehen nur wie Schatten an uns vorüber. Am klarsten tritt Leni, die Geliebte des Ungenannten, von dem das Buch handelt, hervor, aber selbst von ihr und den Beweggründen ihres Handelns bleibt nur ein verschwommenes Bild. — Und doch! Das Buch macht erschütternd klar, in welch furchtbarer seelischer Lage sich die Jugend zwischen Kriegsende und 1933 befand. Es stellt vor die Frage: Wie war es möglich, wie konnte es geschehen, daß eine solche Haltlosigkeit entstand; geschehen, daß keiner einem völlig Vereinsamten nahe genug kam, um ihm wirklich helfen zu können? Blieb der Verkehr der Freunde untereinander, der der jungen Lehrerin mit dem eine Zeitlang Geliebten, die Berührung mit ihrer doch auch einmal genannten Mutter, wirklich so auf der Oberfläche, daß Niemand die tödliche Wunde sah, die dies Leben zugrunde richtete, zugrunde richten mußte, bis zuletzt dieser innerlich schon längst zerbrochene Mann seinen Gott findet oder, richtiger, von Ihm gefunden wird, in dem Augenblick, in dem auch seine körperlichen Kräfte zusammenbrechen. „Du vergibst, auch wenn es lange währt" — „Dein Meister ist gekommen", damit schließt das Buch, ohne eine Andeutung, ob nun ein neuer Aufstieg folgen wird oder ob dies das Ende der Wanderung um Liebe und Gott bleibt.

Helene von Dungern

Die Dose der Frau Mutter. Von Tina Truog-Saluz. Basel, Fr. Reinhardt. 138 S. Geb. 3.60 M.

Das stille, warme Buch führt in eine kleine Stadt Graubündens vor vielleicht 100 Jahren. Ein junger Pfarrer hat es dort mit der Hinterlassenschaft eines alten Obersten zu tun, die aus alter Schuld stammt und von den Menschen nicht aus der Schuld entlassen werden soll. Gegen die öffentliche Meinung geht er den Weg, den sein Herz ihm vorschreibt. Weniger der Gang der Handlung als die lebensvolle Schilderung aller auftretenden Personen macht das Buch liebenswert: den Oberst von Salek, den alten Stephan und den Hans Michel vergißt man so wenig schnell wieder wie den Schulmeister mit seiner scharfzüngigen Frau. Ueber allem liegt ein schwermütig-verhaltener Zug.

Gottfried Rade

Das Blaue Haus. Eine Geschichte aus dem Leben. Von Helene Christaller. Basel, Friedrich Reinhardt 1934. 296 S. Leinen 5.60 M.

Dies neue Buch der bekannten und geschätzten Schriftstellerin vermag sich gut neben den früheren zu behaupten. Es führt in das Christallerhaus in Jugenheim, auch einmal an den Lago Maggiore zu dem stallo di S. Francesco, wo bekanntlich das Betteln erlaubt war, und läßt heimelige Geschichten, Kinderfreiben, häuslich-ländliche Erlebnisse an dem Leser vorüberziehen, alles herzlich, fröhlich und fromm. Ein feiner Humor klingt von allem Anfang mit, es fehlt auch nicht an tiefem Ernst. Wir haben an dem Buch unsre Freude gehabt.

Rudolf Hermes

Silkes zweite Heimat. Von Emma Müllenhoff. Stuttgart, Gundert. 85 Pf.

Eine besinnliche Erzählung, die die schon in Kindheitstagen sich vollziehende tiefe Verwurzelung des Menschen in Boden und Heimat zeigt und darum in unsere Zeit paßt — gleich hochstehend als Gemütswert wie als Anweisung zur Meisterung des Lebens durch praktischen Zugriff. Eine schöne kleine Weihnachtsgabe für Kinder von 10 Jahren an, ebenso Schulbüchereien zu empfehlen. Das farbige Bild des Einbandes und schöne Federzeichnungen verfestigen den Eindruck des ernst-fröhlichen Hauses in der Heide zu bleibendem, nachhaltigem Besitz, der einmal wieder auftauchen und im eigenen Leben mitbestimmend und mitgestaltend wirken kann.

Marie Bruhn

Im Nußbaumgut. Von Marguerite Schedler. Mit 2 farbigen und 19 schwarzen Bildern von Erika v. Prager. Stuttgart, Thienemann. 4.20 M.

Eine fröhliche Ferienzeit erleben wir mit den Kindern und ihren Kameraden bei den Großeltern auf dem Nußbaumgut. Die Wochen sind ausgefüllt mit köstlichem Spiel und emsiger Arbeit, wie sie das Landleben mit sich bringt. Daneben machen wir eine Reise in die Schweizer Berge. Die guten Bilder sind eine Bereicherung des Buches. Für 11—14jährige.

Marie Jansen

Sächsische Königsschlösser. Von Heinrich Zerkaulen. — **Unser Ostpreußen.** Von Leo Wittschell. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Je 64 S. Geb. je 3.50 M.

In großem Format mit schönen Bildern und kurzer Einführung; das Buch über die sächsischen Schlösser (Dresden, Pillnitz, Meißen, Moritzburg u. a.) ist mehr von kunstgeschichtlichem Interesse, das über Ostpreußen mehr für den Naturfreund und Patrioten; aus beiden wird, auch wer viel von dem Dargestellten bereits kennt, gern lernen. Und welcher Gegensatz zwischen dem barocken Luxus Augusts des Starken und der Einsamkeit ostpreußischer Landschaft, namentlich der hohen Dünen an der Kurischen Nehrung! M

Der General. Von Albrecht Schaeffer. Frankfurt, Rütten und Loening 1934. 86 S. 1.80 M.

Schaeffer führt die Zeit um 1887 herauf in ihrer Konvention und äußerlichen Bindung. Es sind begrenzte und festgelegte Bahnen, aus denen es kein Herausstürmen gibt — und Liebe findet dann doch ein zartes, innig schönes Tun, das Feuerströme auslöst, Inhalt und Tiefe für den ganzen weiteren Weg gibt. In ihrer eigenen Form zeigt sich die Schönheit der Zeit. Man spürt Schaeffers Gestaltungskraft im fein ausgewogenen Aufbau, der mannigfachen Verknüpfung, der farbigen Zusammenfügung von Einkleidung und Handlung, Duft und Grauen. Bewunderungswürdig ist das begrenzte Geschehen verwoben in eine lange Zeitspanne, in geschichtliche Tatsachen, Inhalt und Form entspringen im Tiefsten Schaeffers innerster Gesinnung, wie sie auch seine großen Werke zeigen: „Zieht eure Herzen groß. Dann werden alle Dinge euch nachwachsen." Minna Hager

Deutsches Kinderleben. Plaudereien aus den vier Wänden von Rudolf Reichenau. Berlin, de Gruyter (Das Erbe der Vergangenheit Bd. 1). 75 S. Geb. 1.10, Leder 1.80 M.

Die neue Sammlung will in Auswahl solche größtenteils der Vergessenheit anheimgefallene Dichtwerke veröffentlichen, die der deutschen Gegenwart noch viel sagen können. Der vorliegende Band bedeutet einen guten Anfang. Es ist ein altmodisch-besinnliches Büchlein aus der Zeit, als noch der Laternenputzer mit seiner langen Leiter durch die Straßen zog, als man noch nach Silbergroschen rechnete und die Größe der Kinder nach Fuß und Zoll bestimmte. Rudolf Reichenau (1817—1879) hat ein feines Herz für Kinderlust und -leid, und seine Geschichten werden dem gleichgestimmten Leser manches geben. Henri Bouché

Kalender für 1935. Neuwerk-Kalender. 11. Jahrgang. Kassel, Bärenreiter-Verlag. 84 S. 60 Pf. — **Deutscher Hauskalender** für Stadt und Land. Berlin 68, Kranz-Verlag. 97 S. 50 Pf. — **Brot für den Tag.** Abreißkalender des Christlichen Zeitschriften-Vereins. Ebenda. 90 Pf. — **Deutscher Jugendkalender.** Ebenda. 40 S. 20 Pf. — **Fleißige Hände.** Kalender für Frauen und Mädchen. Ebenda. 59 S. 40 Pf. — **Nachbar-Kalender.** Hamburg, Persiehl. 96 S. 35 Pf. — **Neuer Kinderkalender.** Herausgegeben von Joh. Zaleck. Ebenda. 48 S. — **Deutscher Blindenfreund-Kalender.** Blindenverband. Berlin, Belle-Alliance-Straße 33. 85 S. — **Der evangelische Heimbote.** Jahrweiser für Wien. Verlag der Pfarrgemeinde A. B., Wien 1, Dorotheergasse 18. 113 S. — **Neukirchener Abreißkalender** (Der christliche Hausfreund). Herausgegeben von Dannert und Haarbeck. Neukirchen (Kr. Moers). Erziehungsverein. 90 Pf.

Der Neukirchener bringt biblische Betrachtungen für jeden Tag, kurze Geschichten u. dgl. im Sinne schlichten Bibelglaubens und bewußten Bekenntnisses zum heutigen Staat. Das Bild der Rückwand stellt ein in Zeiten der gegenreformatorischen Verfolgung die Bibel lesendes Paar dar; beim Berliner Abreißkalender „Brot für den Tag" sind Anlage und Geist ähnlich; die Rückwand zeigt zwischen einem Handwerker und einem Bauern einen Christuskopf der überlieferten Art. Von den übrigen Kalendern hat jeder seine eigne Art; großenteils haben sie ihre alten Freunde und regelmäßigen Bezieher. Ganz besonders gehaltvoll ist auch diesmal der Neuwerk-Kalender; wieviel Weisheit und Freude kann man daraus für die verschiedensten Zeiten des Jahres nehmen! Aber auch aus den anderen, dem für Wien, dem der Blindenfreunde und jedem der genannten wird Jeder etwas nehmen, das ihm hilft, das Geschenk noch eines neuen Jahres recht zu nützen. M

Bei Redaktionsschluß ging ein

Liturgische Blätter für Prediger und Helfer. Begründet von Rudolf Otto, herausgegeben von Gustav Mensching. 3. Reihe, 1. Heft. Advent, Weihnachten, Jahresschluß. Gotha, Klotz. 75 S. 2.80 M. Auch für Missionsfeiern am Epiphanientag ist ein Entwurf in diesem Heft; Hauptmitarbeiter sind Altmann, Hanne, Horn, Hoyer; Pfarrer, Organisten, Jugendleiter werden reiche Anregung für die Gestaltung der Feiern in dieser Zeit daraus nehmen. Die einzelnen Entwürfe sind als Sonderdruck zur Verteilung an die Gemeinde vom Verlag zu beziehen (bei je 2 S. 100 St. 3 M., bei mehr als 500 billiger). M

Chronik

Staatliche Maßnahmen

Der preußische Ministerpräsident und Chef der Geheimen Staatspolizei hat auf Grund der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 den Bund freireligiöser Gemeinden Deutschlands einschließlich seiner sämtlichen Organisationen für das Gebiet des preußischen Staats aufgelöst und verboten. Das Vermögen wird beschlagnahmt und vorbehaltlich späterer Einziehung sichergestellt. Zur Begründung wird angeführt: in dem Bunde „haben in neuester Zeit in zunehmendem Maße Anhänger ehemaliger kommunistischer und marxistischer Organisationen Aufnahme gefunden ... Der Bund leistet mithin dem Kommunismus Vorschub".

Professor Karl Barth in Bonn hat den im Staatsgesetz vom 20. August vorgeschriebenen Eid auf den Führer und Reichskanzler zu leisten sich geweigert. Minister Rust hat ihn daraufhin vom Amte suspendiert und ein Disziplinarverfahren gegen ihn eingeleitet.

Die Wiederaufhebung der Beschlagnahme von Schriften aus Kaisers Verlag in München (s. Sp. 1058) bezieht sich nicht nur auf Hefte, die Karl Barth zu der Schriftenreihe: Theologische Existenz heute, beigetragen hat (1—5, 7, 9, 10), sondern auch auf das zu ihr gehörende Heft von Lackmann, auf vier Hefte der Reihe Bekennende Kirche, auf die von Stoll herausgegebenen Dokumente zum Kirchenstreit und anderes, wie Pipers Schrift „Kirche und Politik".

Der Landrat des Kreises Neuwied hat den Leiter der Bekenntnisgemeinde, Missionar Lindner, aus dem Bezirk ausgewiesen. Rf KZ 45

Der Oberstaatsanwalt in Guben hat auf die Strafanzeige gegen den Gendarmeriewachtmeister Gerlach, der auf Anordnung des Landrats den Pastor Gerlach in Eichberg während einer Trauung vom Altar weg festgenommen hat, keine Anklage erhoben, weil der Wachtmeister in gutem Glauben gehandelt habe, und die Strafverfolgung gegen den Landrat, der den Befehl zur Festnahme gegeben hatte, abgelehnt, weil er die Tat im Uebereifer für den nationalsozialistischen Gedanken begangen habe und damit unter das Straffreiheitsgesetz vom 7. August falle. JK 21

Das Amtsgericht Nürnberg hat am 27. Oktober den Antrag eines kommissarischen Pfarramtsführers abgelehnt, daß dem Pfarrer Schick in Nürnberg die Weiterführung des bisherigen Gemeindeblattes verboten werde, und die Rechtsgrundlage für die Maßnahmen des Rechtswalters Jäger zur Ordnung der bayrischen Kirchenverhältnisse für nicht gegeben festgestellt. JK 21

Die Botschaft der Bekenntnissynode vom 20. Oktober wurde beschlagnahmt, desgleichen das Sonntagsblatt für die reformierten Gemeinden Hannovers vom 14. Oktober und das Reformierte Sonntagsblatt für Lippe Nr. 43. Rf KZ 44/45

Das Verbot von „Unter dem Wort" (27 000 Leser) wurde aufgehoben. Rf KZ 45

Das thüringische Ministerium des Innern hat die Beschlagnahme des Vermögens der Bibelforscher aufgehoben, doch die Propaganda bleibt ihnen weiterhin untersagt. FZ 580/1

Bei einer Versammlung der Bekenntnisfront in Neuruppin, in der Generalsuperintendent i. R. Otto Dibelius sprach, kam es zu Störungen. Die Polizei nahm den Redner in Schutzhaft; am nächsten Tage wurde er wieder freigelassen.

Oekumenisches

Das „Evangelium im Dritten Reich" für den 25. November und die „Junge Kirche" Nr. 22 sind beschlagnahmt worden.

In München tagte der Ausschuß des Lutherischen Weltbundes. Ihm gehören an die Professoren Morehead-Neuyork, Boe-Minnesota, Propst Dr. Pehrsson-Göteborg, D. Jörgensen-Kopenhagen und die Landesbischöfe D. Marahrens-Hannover und D. Meiser-München. Der Lutherische Weltbund trat 1923 in Eisenach, 1929 in Kopenhagen zusammen und wird sich wieder im nächsten Jahr, voraussichtlich in Paris, und, wenn das nicht möglich ist, in München versammeln. Vor allem gilt seine Arbeit der Liebestätigkeit für die in Not befindlichen Gemeinden und Kirchen. Die Münchner Sitzung galt in erster Linie den Berichten über die Lage der lutherischen Kirchen in allen Ländern (in Rußland ist tatkräftige Hilfe durch die Kirchen der übrigen Länder dringend nötig) und der Aeußeren Mission. Deren Lage in Deutschland ist schwierig geworden, da das nötige Geld aus Deutschland bei der gegenwärtigen Devisenlage nicht herausgebracht werden kann, und auch in andern Ländern bestehen Hemmnisse der weiteren Arbeit, vor allem dadurch, daß infolge der Weltwirtschaftskrise und des Währungsverfalls seit dem Weltkrieg die Einnahmen gesunken sind.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichsbischof hat angeordnet, daß die umstrittenen Punkte in der Rechtslage der Deutschen Evangelischen Kirche einschließlich der Disziplinarfälle sofort geprüft, der Bekenntnisstand der Reichskirche eindeutig geordnet und eine Kirchengemeindeordnung erlassen werden soll. FZ 560/1

Der Reichsbischof hat in Sakrow bei Potsdam am 28. Oktober eine nach ihm benannte Glocke geweiht. PrBl 46

Der Bußtag wurde in diesem Jahr zum ersten Male in der ganzen Deutschen Evangelischen Kirche einheitlich am Mittwoch vor Totenfest (wie bisher schon in Preußen u. a. L.) begangen.

In Deutschland predigen 114 Pfarrer plattdeutsch: 47 in Schleswig, 35 in Mecklenburg, 13 in Hannover, 9 in Pommern, 4 in Brandenburg, 2 in der Provinz Sachsen, je einer in Hamburg und Lübeck. ED 45

Das „Kirchliche Jahrbuch" stellt mit dem 61. Jahrgang sein Erscheinen ein.

Präses D. Koch hat in Dahlem fünf Kandidaten ordiniert; in der Gemeinde Schale (Synode Tecklenburg) hat er den vom Konsistorium nicht bestätigten Pastor Busse unter Teilnahme von 18 Pastoren der Synode eingeführt.

15 von den 26 Kandidaten des Wittenberger Predigerseminars hatten an die Kanzlei des Reichsbischofs geschrieben, daß sie sich hinter die Botschaft der Bekenntnissynode vom 20. Oktober stellten und sich deshalb nicht mehr an die Unterschrift unter die „Bestimmungen für die Teilnahme an einem Lehrgang für das Predigerseminar" gebunden fühlten. Sie wurden entlassen, fünf im Predigerseminar Elberfeld, zehn als Vikare untergebracht.

Zwischen dem Reichsjugendpfarrer und dem Reichsführer des NS-Lehrerbundes, Kultusminister Schemm, wurde vereinbart, daß der NS-Lehrerbund die Arbeitsgemeinschaft zwischen Pfarrern und Lehrern fördern wird. Mit der Durchführung dieser Arbeit wurde Oberstudienrat Dr. Franke, Frankfurt a. M., betraut. FZ 11. 11.

Zum Vizepräsidenten des Evangelischen Bundes ist Oberlandeskirchenrat Lic. Arnold Taube, Hannover, gewählt worden.

Einzelne Landeskirchen

60 deutsch-christliche Pfarrer sind aus dem westfälischen Pfarrerverein wegen dessen Beitritts zur Bekennenden Kirche ausgetreten. Rf KZ 44

Angesichts der Tatsache, daß für die SA der Nachweis arischer Abstammung bis zum Jahre 1789 gefordert wird und die Küstereien vielfach der großen Arbeit der Urkundenbeschaffung nicht mehr gewachsen sind, will jetzt der Stadtsuperintendent in Halle für die älteren Kirchengemeinden ein besondres kreiskirchliches Amt zur Erforschung der arischen Abstammung schaffen. FZ 11. 11.

Bischof Marahrens hat, wieder im Besitze der ihm durch die Kirchengesetze vom 15. Dezember und 1. Januar übertragenen Befugnisse, durch Kirchengesetz festgelegt, daß der Kirchensenat ohne Rücksicht auf die Zahl der Erschienenen beschlußfähig ist und daß der Landesbischof ein Vetorecht hat. Die Vizepräsidenten des Landeskirchenamts, Richter und Hahn, wurden beurlaubt.

Gegen eine vom Landeskirchentage der hannoverschen reformierten Kirche gefaßte Entschließung wenden sich 37 Pfarrer und 12 Kandidaten, weil sie kein Zeugnis gegen die Reichskirchenregierung und keine Bezeugung brüderlicher Verbundenheit mit der Bekennenden Kirche gefunden habe; sie schließen sich mit dieser zusammen. Rf KZ 44

Der Braunschweigische Landesbischof gründete am Bibeljubiläumstage die Braunschweigische Bibelgesellschaft. ED 45

Landesbischof Dietrich von Hessen-Nassau hat die Verlesung eines Aufrufs am Reformationsfest im Gottesdienst angeordnet, in dem es unter anderem heißt: „Wer zum Ungehorsam gegen seine ordentliche Kirchenregierung und damit zur Unordnung und Spaltung in der Evangelischen Kirche aufruft, begeht eine Sünde und trägt schwere Verantwortung..."

Die Pröpste Knodt (für Oberhessen) und Dr. Müller (für Starkenburg) haben ihr Amt niedergelegt, weil sie mit der Kirchenregierung des Landesbischofs und dem Kurs der Reichskirche nicht einverstanden sind. Die große Mehrheit ihrer Pfarrer stimmte ihnen zu. (Zu Sp. 1045: Dietrich gehört mindestens zur Zeit den Deutschen Christen nicht an.)

Beurlaubt: Kreispfarrer Kaiser, Hanau; entlassen: Hilfsprediger Schümer, Hagen; des Amtes als Superintendent enthoben: Matern, Sensburg, Gemmel, Rastenburg, Gemmel, Darkehmen, Stern, Ortelsburg (sämtlich in Ostpreußen), Alberß, Spandau, dieser zugleich in Disziplinaruntersuchung gezogen. JK 21, Rf KZ 45

Katholische Kirche

Der Reichskanzler hat mehreren katholischen Bischöfen in einer Audienz am 27. Juni das Versprechen gegeben, daß in einer ausdrücklichen Anweisung an die Partei und die staatlichen Organe Befehl gegeben werden soll, daß alle neuheidnische Propaganda unterbleibt. PrBl 46

Die Bischöfe Bornewasser von Trier und Sebastian von Speyer haben folgende Verfügung zum politischen Auftreten der Geistlichen im Saargebiet erlassen: „Alle Geistlichen der Diözesen Trier und Speyer werden angewiesen, im Geiste des Reichskonkordats sich jedes öffentlichen Auftretens in politischen Versammlungen im Saargebiet zu enthalten. Auch auf der Kanzel und in der katholisch-kirchlichen Vereinstätigkeit ist die gleiche Zurückhaltung geboten. Diese Anweisung gilt auch für alle fremden, im Saargebiet sich aufhaltenden Priester. Diese Priester sollen es vermeiden, auf der Kanzel politische Zeitungen, Zeitschriften oder Bücher zu empfehlen. Was ihre Mitarbeit an Zeitungen oder Zeitschriften angeht, so bedarf es der Genehmigung ihres Ordinarius. Was wir durch diese Anweisung vermeiden wollen und müssen, ist die Hineintragung der Politik in die Kirche und Seelsorge. Unsere Anweisung berührt nicht die sittliche Pflicht der Liebe zum angestammten Volkstum und der Treue zum Vaterland. Diese Liebe und Treue sind vielmehr nach der katholischen Lehre sittliche Tugenden. Die Priester wie auch die Laien mögen nicht vergessen, die ernste und wichtige Frage der Abstimmung im Gebet und Opfer dem allgütigen und allgerechten Gott zu empfehlen." FZ 17. 11.

Die päpstliche Kommission zur authentischen Interpretation des codex juris canonici hat die DG als nichtkatholische Sekte erklärt, deren Angehörige zur Eingehung einer Ehe mit einem Katholiken nicht zugelassen werden. FZ 577

Andere Glaubensgemeinschaften

Die Klage von Mathilde Ludendorff gegen den preußischen Staat auf Schadenersatz wegen der 1932 erfolgten Beschlagnahme ihres Buches „Erlösung von Jesu Christo" wurde vom Reichsgericht abgewiesen. PrBl 46

Vom 5. bis 7. November fand in Hamburg die fünfte Tagung der Vereinigung Evangelischer Freikirchen in Deutschland statt. Beim Vergleich der einzelnen Berichte ergab sich zahlenmäßiges Wachstum der einzelnen Freikirchen — die Baptisten zählten z. B. 1926 63 000, heute stark 72 000 — und innere Festigung der Vereinigung. Ihr sind angeschlossen die Freien Evangelischen Gemeinden mit 13 500, die Evangelische Gemeinschaft mit 30 000, die Bischöfliche Methodistenkirche mit 42 000 und der Bund deutscher Baptistengemeinden mit 72 000 Gliedern. Der 1. Vorsitzende war bisher Prediger Paul Schmidt (Baptist), Kassel. Studiendirektor Neuschäfer sprach über: „Die freikirchlichen Predigerseminare"; Gemoll über „Die Pflege des Gemeinde- und Chorgesangs in den freikirchlichen Gemeinden"; Dr. Theophil Mann berichtete über die Diakonie; Dr. Sommer über den gegenwärtigen Stand der Sonntagsschulen; Dozent Hänisch, Reutlingen, über biblische Heilsgewißheit und Prediger Hermes, Witten, über den Zeugendienst der Gemeinde Jesu Christi. Zum Vorsitzenden der Vereinigung für die nächsten zwei Jahre wurde Seminardirektor Dr. F. H. Otto Melle (Methodist), Frankfurt a. M., berufen. Ein Telegramm an den Reichskanzler und Führer wurde abgesandt, der freundlich antwortete.

Ausland

Der sonst von Danzig und Posen gemeinsam veranstaltete theologische Lehrgang wurde diesmal von dem Danziger Bischof Beermann ohne Fühlung mit Posen allein veranstaltet, weil er die von Posen vorgeschlagenen Dozenten beanstandete. Das Posener Konsistorium konnte danach den Pastoren den Besuch des Lehrgangs nicht empfehlen. Pos EK 1

In Elsaß-Lothringen ist ein Evangelisch-Lutherischer Männerbund begründet worden. ALLKZ 43

Die deutsche evangelische Kirchengemeinde in Brüssel ist als selbständige Pfarrgemeinde anerkannt worden. ED 44

Der Bischof von Southwark hat mit Rücksicht auf die Benutzung des Sonntags zu Ausflügen und Sportveranstaltungen den Vormittagsgottesdienst von 11 auf 9.30, den Abendgottesdienst von 6.30 auf 8 Uhr verlegt; der Vorraum der Kirche darf zum Abstellen der Räder und Sportwerkzeuge benutzt werden. Der Erfolg ist sehr gut. ALLKZ 43

In Dänemark hat sich 1933 eine Bekenntnisfront gebildet. Ein Verein von 1911, gestiftet in Veranlassung eines Lehrstreits, trat verjüngt auf den Plan und verband sich mit einem bekenntnistreuen Verein für Schule und Haus und gibt ein Monatsblatt „Vor Kirke" (Unsere Kirche) heraus. Der vollständige Name des Vereins, der hauptsächlich aus Innere-Missions-Vertretern (Gemeinschaft!) besteht, und in einem gewissen Gegensatz zur grundtvigianischen Kirchenpolitik steht, ist „Kirkeligt Forbund af 1933. Ev.-luth. Forbund for Kirke. Skole og Hjem". Vorsitzender ist jetzt Stiftspropst J. Fog-Petersen in Odense. Die Front gilt hauptsächlich der sozialdemokratischen Verweltlichung der Schule, die in Kopenhagen am weitesten fortgeschritten ist. Man stellt sich unbedingt auf die Seite der Bekenntnisfront in Deutschland. Aktuelle Bedeutung hat der Verein noch nicht erhalten, aber man rüstet sich für alle Fälle und hat wohl auch schon gewisse indirekte Erfolge in der Schulpolitik gehabt.

In der Tschechoslowakei wurde der Verband proletarischer Gottloser aufgelöst. FZ 577

Ein ohne jede Mitwirkung kirchlicher Organe vom Ministerium in Lettland angenommenes Kirchengesetz gibt dem Oberkirchenrat das Recht zur Ab- und Einsetzung aller kirchlichen Organe, dem Erzbischof das Einspruchsrecht gegen alle Beschlüsse dieser Organe und zum Erlaß von Verordnungen während zweier Tagungen der Synode. Der Erzbischof wird von der Synode gewählt. Die Gotteshäuser der evangelischen Kirche dürfen nicht gegen den Willen der Gemeinde enteignet, konfisziert oder anderen Zwecken zugewiesen werden. Pos EK 1

Im polnischen Kultusetat sind für die evangelische Kirche nur 173 870, die katholische 20 Millionen, die orthodoxe 1 365 000 Zloty vorgesehen.

In Rybnik wurde die der Grubenverwaltung gehörige evangelische Kapelle auf Betreiben der zugewanderten evangelischen Polen der deutschen evangelischen Gemeinde entzogen und allein den Polen zur Verfügung gestellt, für die bisher schon der dort angestellte polnische Vikar Gottesdienst hielt. PZ 60

Der ehemalige Schulleiter der polnischen Schule in Nickelsdorf bei Bielitz wurde wegen Gotteslästerung zu sechs Monaten Gefängnis bei zwei Jahren Bewährungsfrist verurteilt. PZ 60

In Ungarn ist in den höheren Schulen Religionsunterricht eingeführt worden. ED 44

In Amerika finden 10 % der Geistlichen keine Pfarrstelle, dazu kommen viele stellenlose Kandidaten. ED 44

Ein Ausschuß von Deutschamerikanern hat einen Aufruf zur Gründung eines Hindenburg-Instituts erlassen, das amerikanische Theologiestudenten, die später eine deutsch-englische Gemeinde zu betreuen haben werden, nach Deutschland entsenden, deutsche Professoren zu Vorträgen nach Amerika einladen und Preise für Studenten amerikanischer Lehranstalten aussetzen soll, die sich in deutschen Fächern auszeichnen. ED 44

Die evangelische Kirche in Guaymas in Mexiko wurde der neugegründeten Vereinigung der Arbeiter und Landarbeiter zur Verfügung gestellt. In Las Kansas sind alle Heiligenbilder aus den Kirchen von den Behörden öffentlich verbrannt worden. ED 45 FZ 578/9

Der Erzbischof von Lima ordnete einen Protest gegen ein die Ehescheidung erleichterndes Gesetz an: sämtliche Kirchen bleiben geschlossen, keine Glocke läutet, keine Messe wird gehalten. ED 45

In Neuguinea sind einzelnen Gemeindegliedern, ohne daß sie ordiniert wurden, besondere Rechte zuerkannt worden, wenn die Missionare allein nicht mehr durchkommen können: Kindertaufe, Erwachsenentaufe, auch Abendmahlsausteilung. NAM 11

Unter den Lutheranern in Nordamerika ist ein erfolgreicher Feldzug für die Errichtung von Familienaltären im Gange; eine ähnliche Aktion zugunsten des Kirchenbesuchs soll folgen. ED 39

In Chikago ist eine ukrainische lutherische Gemeinde begründet worden, die erste dieser Art in Amerika. PZ 355

Estnische Auswanderer haben in Sidney eine Gemeinde begründet. ED 39

Die Christelijk Gereformeerde Kerk in Holland, der Rest der Kirche der Afscheiding von 1834, die deren Vereinigung mit den Gereformeerden Kerken vor 44 Jahren nicht mitmachte, hat deren Antrag auf Unterhandlungen über eine Vereinigung abgelehnt. Rf KZ 42

Die deutsche evangelische Gemeinde in Helsingfors, die 1920 rund 1700 zählte, ist auf 3000 gestiegen. ED 42

Die Sowjetregierung hat die Registrierung aller Priester und ihres Ortswechsels verfügt; die Bedingungen machen den Ortswechsel und damit die Versorgung der Diasporagemeinden fast unmöglich. ED 43

Die lutherische Kirche in China umfaßt 650 Gemeinden, 269 Missionare und 1000 eingeborene Helfer. ED 43

Von Personen

Ernannt: A.o. Professor Stephan Lösch zum ord. Professor für Neues Testament in der katholischen theologischen Fakultät in Tübingen; Privatdozent Lic. Ethelbert Stauffer in Halle, der bereits vertretungsweise in Bonn las, zum Professor für NT in Bonn. Gewählt der kommissarische Landeskirchenführer Dr. Johnson (früher Hauptpastor in Lübeck) zum Landesbischof in Braunschweig. Promoviert der a.o. Professor Kurt Galling in Halle zum D. von Bern. Gestorben: Der Primas der evangelisch-lutherischen Kirche Finnlands Lauri Johannes Ingman; Verlagsbuchhändler Gustav Rost (i. Fa. Hinrichs) in Leipzig. E St

Verschiedenes

Da den kirchlichen Blättern kirchenpolitische Betrachtungen abermals verboten sind, beschränken wir uns hier wie im Vorstehenden auf die Mitteilung von Tatsachen und Verfügungen. D H

Deutsche Evangelische Kirche. In Württemberg ist am 17. November eine Einigung erzielt worden. Die Reichskirchenregierung hat mit Wirkung vom 20. November ab den geistlichen Kommissar von seinem Auftrag entbunden. Gleichzeitig sind sämtliche kommissarischen Aufträge zur Versehung kirchlicher Aemter zurückgezogen worden. Am 20. d. M. haben Landesbischof D. Wurm und die beurlaubten Mitglieder des Oberkirchenrats ihr Amt wieder übernommen. Nach dem von beiden Seiten genehmigten Vorschlag des Ministerialdirektors im Kultministerium werden sämtliche von der kommissarischen Verwaltung vorgenommenen Rechtshandlungen — mit Ausnahme der ohne Ansuchen erfolgten Verabschiedungen — in Wirksamkeit bleiben, disziplinäre Maßnahmen wegen eines im Kirchenstreit gezeigten Verhaltens nicht stattfinden und die gegen Mitglieder der kommissarischen Kirchenregierung anhängig gewordenen gerichtlichen Verfahren „erledigt" (d. h. wohl: eingestellt). Als D. Wurm am 20. November seine Diensträume wieder betrat, wurde er von der Stuttgarter Pfarrerschaft durch Stadtdekan Dr. Lempp feierlich begrüßt, der ihm für seine Treue und Standhaftigkeit in den schweren Wochen des Kampfes dankte. Auch die Gemeinde war zahlreich versammelt.

Der badische Landesbischof Kühlewein hat die Beziehungen zur Reichskirchenregierung abgebrochen (was keine Trennung von der Deutschen Evangelischen Kirche bedeuten soll) und dafür die Zustimmung der großen Mehrheit der badischen Pfarrer gefunden. Ebenso hat der schleswig-holsteinische Bischof Paulsen der Reichskirchenregierung am 17. November mitgeteilt, daß er sich an die durch die Eingliederung geschaffene Rechtslage nicht gebunden erachte und die am 23. Juli 1933 gebildete Landessynode wieder einberufen wolle (also nicht die nach der Eingliederung gebildete verkleinerte Synode). Er hat sich von den Deutschen Christen getrennt und in einem Hirtenbrief an die Pastoren des Landes noch einmal um Frieden geworben. Einer unter seiner Mitwirkung gebildeten „landeskirchlichen Front" ist die Mehrzahl der Pastoren beigetreten (die der Bekenntnisfront angehörenden, soweit bekannt ist, nicht). Der deutsch-christliche Landesbischof von Hessen-Kassel, Theys, ist zurückgetreten.

Auf den 23. November hatte der Reichsbischof eine Zusammenkunft der Landeskirchenführer nach Berlin berufen. Sie ist verschoben worden.

Von nationalsozialistischer juristischer Seite ist gutachtlich die Meinung vertreten worden, daß alle Gesetze und andere Verfügungen des Reichsbischofs seit dem Zeitpunkt ungültig seien, von dem an ein gemäß der Kirchenverfassung von 1933 gebildetes Geistliches Ministerium nicht mehr bestand.

Der Reichsbischof erließ am 20. November eine „Verordnung zur Sicherung der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche", wodurch er seine Verordnung vom 26. Januar 1934 und das Kirchengesetz über die Leitung der evangelisch-altpreußischen Kirche vom 2. März 1934 sowie das Gesetz über die Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche und der Landeskirchen vom 9. August 1934 (für Altpreußen) wieder aufhob. Die Eingliederung der altpreußischen Kirche in die Reichskirche würde danach rückgängig; nach einer zweiten Verordnung, die er gleichzeitig als altpreußischer Landesbischof erließ, sollen die Aemter des Präsidenten und der Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats wieder aufleben. Zweck der Verordnungen war, „die verfassungsmäßige Bildung des Geistlichen Ministeriums zu ermöglichen". Zum Geistlichen Ministerium gehört nach der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche der erste rechtskundige Beamte der altpreußischen evangelischen Kirche (der Präsident des Oberkirchenrats). Dieser wäre vom Kirchensenat zu wählen (wenn die Stelle als unbesetzt zu gelten hat); so wurde, wie die Tageszeitungen meldeten, der also wiederauflebende Kirchensenat zum 24. November einberufen. Doch ist auch seine Tagung wieder verschoben worden.

Die Bekenntnisfront und die mit ihr in Gemeinschaft stehenden Bischöfe (Marahrens, Meiser, Wurm, Zänker) haben im Sinne des von ihnen in Anspruch genommenen kirchlichen Notrechts (s. Sp. 1002 f.) eine vorläufige Reichskirchenregierung ausgerufen, bestehend aus Landesbischof Marahrens (Hannover) als Vorsitzendem, Präses Koch (Oeynhausen), Oberkirchenrat Breit (München), Pfarrer Humburg (Barmen), Reichsgerichtsrat Flor. (Diese letzteren vier Mitglieder entsprechen den in der Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche vorgesehenen vier Mitgliedern des Geistlichen Ministeriums, wobei Koch die Unierten, Breit die Lutheraner, Humburg die Reformierten vertritt.) 24. 11.

Weihnachten in Bethel! Wo immer auf Erden sich Große und Kleine des Kindes von Bethlehem freuen, da wird es hell und warm. Je dunkler und trauriger die Herzen sind, desto stärker will und kann der himmlische Glanz sie durchleuchten.

Das hoffen auch die Bewohner von Bethel wieder zu erleben. Etwa 5000 Fallsüchtige, Gemütskranke und Heimatlose aller Art und aus allen Teilen Deutschlands gehören zu unserer Gemeinde. Viele haben niemand, der an Weihnachten an sie denkt; und doch möchten wir keinen ohne Zeichen der Liebe lassen. Darum klopfen wir wieder bei den Freunden von Bethel an mit der herzlichen Bitte: Helft uns durch ein wenig irdische Freude etwas von dem himmlischen Glanz in die Herzen derer zu bringen, die in besonderem Maße durch Leid und Dunkelheit zu gehen haben! Jede kleinste Gabe ist willkommen, besonders Lebensmittel, Kleidungsstücke, Spielzeug, Bücher, Bilder. Auch Geldgeschenke, die wir in Gaben der Liebe verwandeln können, nehmen wir mit dankbarer Freude an. Je eher die Gaben in unsere Hände kommen, desto lieber ist es uns!

F. v. Bodelschwingh

Bethel bei Bielefeld, im Advent 1934.

Postscheckkonto 1904 Hannover.
Anschrift für Pakete: Weihnachtshaus in Bethel bei Bielefeld.
Anschrift für Frachtsendungen: Anstalt Bethel bei Bielefeld, Bahnstation Brackwede.

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die vergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 III. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 15. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Verlage bei: C. H. Beck, Verlag, München, Eugen Dieterichs Verlag, Jena, Verlagsbuchhandlung F. A. Herbig G. m. b. H., Berlin. Um freundliche Beachtung wird gebeten!

Bücher der deutschen Seele

„Eine Reihe hochbedeutsamer, bei aller Eigenständigkeit erstaunlich verwandter Bücher: in ihnen allen lebt der Herzschlag unserer Zeit, und sie weisen mit der gleichen, unerfindlichen, ebenso schicksalhaften wie gnadenvollen Gebärde in die Zukunft hinein." Brücke und Weg

„Der Verlag Klotz folgt hohen Zielen mit seltenem und erfreulichem Verantwortungsgefühl. Seine Verlagswerke, vor allem die schönen Sammlungen, verdienen einen wachsenden Freundeskreis. Sie gehören in die Weihnachtsstube innerlicher Menschen." Ostdeutsche Monatshefte

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Adolf Keller: Von Geist und Liebe. Bilder des religiösen Lebens aus aller Welt. Mit 39 Bildern. Dem Andenken an Erzbischof Söderblom gewidmet. RM. 4.80, Leinen RM. 5.80

„Eine Galerie von Menschen, Liebeswerken, Konferenzen und Zeitfragen. Wer Sinn hat für die Vielgestalt der Christenheit in Abendland und Morgenland, dem werden in der Führung Kellers der Geist hell und weit und das Herz warm werden." Berliner Tageblatt

Adolf Keller: Auf der Schwelle. Einsichten und Ausblicke in die tiefere Wirklichkeit. 4. Aufl. RM. 3.60, Leinen RM. 4.40

„Keller zeigt das Licht Gottes, das über aller Not leuchtet. Ich möchte seine Bücher gerne in die Hand hungernder, suchender Menschen legen, denen es um die letzte Wirklichkeit, um Gott, geht, auch solcher, die die Kirchensprache nicht mehr verstehen." Christliche Freiheit

Walther Classen: Eintritt des Christentums in die Welt. Der Sieg des Christentums auf dem Hintergrund der untergehenden antiken Kultur. Gebunden RM. 8.—

„Ein großartiges Kulturgemälde, dem die temperamentvolle persönliche Stellungnahme des Autors und die vielfachen Bezugnahmen auf die jüngste Zeitgeschichte ein Kolorit von fesselnder Unmittelbarkeit verleihen." Hamburger Nachrichten

Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut. Herausg. v. Heinrich Meisner. Mit zwei Jugendbildn. 2. Aufl. Geb. RM. 5.40

„Aus der Zeit unserer Klassiker kommt uns eine der wundervollsten Gaben, die Briefliteratur überhaupt nur bieten kann: Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut wird zum Erlebnis, dessen Stärke mit jedem Briefe wächst. Mit gleicher Spannung und Ergriffenheit lesen wir den ersten und den letzten, und dieser Austausch wird zur bleibenden inneren Bereicherung." Deutsche Rundschau

Martin Luther. Ein Held des Glaubens. Aus dem Italienischen des Vittorio Machioro. Gebunden RM. 2.40

„Zeichnet voll dramatischer Wucht die Persönlichkeit des Reformators, seine Zeitgebundenheit und seine über die Zeit in neue Weiten führende religiös-ethische geniale Kraft. Dabei ist die Übertragung so flüssig, der ganze Ton so warmherzig und im besten Sinne so volkstümlich, daß das kleine Buch nirgends versagt." Königsberger Allgemeine Zeitung

Eine Erzählung aus der Frühzeit der Reformation:

Max Vorberg: Der Lutherhof von Gastein. Fünfte Auflage. Mit zwei Bildern. Gebunden RM. 3.—

„Wer es versteht, von dem allem so zu erzählen, daß es ans Herz geht, der ist selber ein Prediger des Evangeliums von Gottes Gnaden. Darum wird auch diese 5. Auflage den Weg ins deutsche Volk finden wie die ersten vier. Denn Prediger von Gottes Gnaden, die von der Kraft des Evangeliums predigen, sucht unser Volk heute." Deutscher Glaube

Ein Goethebuch für die deutsche Frau:

Ernst Vincent: Leidenschaft und Klarheit. Frauen im Leben Goethes. Mit einem Goethebildnis von Lips aus dem Jahre 1791. Gebunden RM. 2.—

„Ersetzt manchen dicken Wälzer, der über Goethe geschrieben worden ist. — Wert und Erlebnis werden als Einheit geschaut, Einzel- und Weltschicksal miteinander verflochten, u. die große Himmel u. Erde umspannende Persönlichkeit Goethes ersteht in künstlerischer Gestaltung als Sinnbild deutschen Wesens." Die neue Literatur

Ein hohes Lied deutschen Wesens:

Friedr. C. Freudenberg: Die Hohenstaufenzeit in Szenen und Bildern. 2 Bände. Gebunden RM. 6.—

„Freudenberg läßt diese glanzvolle, aber auch leidensvolle Epoche deutscher Geschichte in bunten Bildern an uns vorüberziehen und singt ein hohes Lied deutschen Wesens, deutscher Größe, deutscher Schuld, deutscher Not. Das Wert gründet sich auf sorgsames Quellenstudium und ist aus der Liebe zum deutschen Volk herausgeboren." Fränkische Wacht

Deutsche Pionierfahrten ins neuentdeckte Amerika:

Georg v. Hassel: Die Verteilung der Erde. Eine histor. Erzählung a. deutscher Vergangenheit. Zwei Karten. RM. 2.50, geb. RM. 3.50

„Eine sehr gute Lektüre für die reifere Jugend, denn sie führt tief in die deutsche Vergangenheit hinein und bietet genug von der Romantik des Fernen und der weiten Welt." Das deutsche Buch

Von der unbezwingbaren Glaubenskraft der russ. Seele:

Wladimir Brenner: Das Gottestheater. Roman. Geb. RM. 3.–

„Ein sehr lesenswertes Buch, in dem es Brenner gelingt, neben Tolstoi und Dostojewskij einen eigenen Ton anzuschlagen. Bis in den Stil hinein spüren wir, daß er es ernst meint und eine verhaltene Inbrunst hegt." Deutsche Ztg.

Das Buch der deutschen Weihnacht:

Das deutsche Weihnachtsbüchlein. Vierte Aufl. Kart. RM. 1.80

„Die Unvergänglichkeit des tieferen Sinnes deutscher Weihnacht ist in dieser kleinen Blütenlese aus dem Schaffen deutscher Dichter glücklich gewahrt. Ein Buch der Innerlichkeit, ohne alle moderne Aufregung. Einmal im Jahre wirklich Friede in unserer Seele!" Deutsche Zeitung

Zwei Sammlungen von Jesus- und Mariendichtungen für die deutsche Familie:

Die moderne Jesusdichtung. Eine Anthologie. Herausgeg. von Karl Röttger. Mit 6 Kunstbeilagen. Gebunden RM. 3.—

Die moderne Mariendichtung. Eine Anthologie. Herausgegeben von Erich Bockemühl. Mit 6 Kunstbeilagen. Geb. RM. 3.—

„Beide Anthologien zusammen bilden einen Querschnitt durch die religiöse Dichtung etwa von der Romantik an bis zur jüngsten Gegenwart. Fern aller kirchlichen Dogmatik und theologischen Meinungen ist hier alles zusammengefaßt, was dichterisch und menschlich gesehen in der Jesus- und Mariendichtung der neueren Zeit von Wert und Bedeutung ist. Daß gerade protestantische Kreise in beiden Sammlungen das Übergewicht haben und daß auch so freie Geister wie Nietzsche und Dehmel mit ergreifenden Dichtungen vertreten sind, beweist, wie tief die religiöse Sehnsucht der Zeit ist. Gute Wiedergaben nach Gemälden bekannter Meister schmücken die Bände." Die Bergstadt

Ein weltliches Andachtsbuch als Begleiter durch das Jahr:

Das Buch der Stunde. Ein Ruf für jeden Tag des Jahres Aus allen Religionen und aus der Dichtung ges. von Paul Eberhardt †. 4., veränderte Auflage. Gebunden RM. 3.60

„Es entspricht der Sehnsucht nach geistiger Einigung, wenn der Verfasser dieses Buches aus allen Religionen, aus ferner Vergangenheit und unmittelbarer Gegenwart Stimmen von Propheten, Psalmisten, Dichtern, Denkern zu einem vielstimmigen Chor zusammenruft; für jeden Tag, ja man kann sagen für jede stille Stunde ein Ruf. Ein weltliches Andachtsbuch, ein Laienbrevier." Die Literatur

Eine Anthologie der Weisheit aller Zeiten:

Der Gral. Ein Born der Erkenntnis aus Büchern der Weisheit. Herausgegeben von Emy Pischel. Gebunden RM. 3.—

„Diese Anthologie ist still und schlicht wie ein Freund und will in Stunden des Leides und der Bedrängnis aufgeschlagen werden von dem, der seelischer Förderung bedarf. Wer dieses Buch recht zu nutzen weiß, dem wird es sein wie eine goldene, milde Lampe, die auch die dunkelste Stunde erfüllt mit wärmendem, gottgesandtem Licht." Ostdeutsche Monatshefte

Ein religiöses Brevier für jedermann:

Hans Heinrich Ehrler: Das Gesetz der Liebe. Kart. RM. 2.50

„Den im Dünkel des 19. Jahrhunderts Befangenen muß hier, wenn sie nicht ganz verloren sind, die überwältigende Ahnung aufsteigen, daß tatsächlich ‚Zeitwende' ist, wie Ehrler schreibt. Eine neue Zeit des Geistes und des Glaubens will anbrechen, ist in ihren Propheten schon angebrochen. Ein ‚Lebensbuch', das immer wieder hervorgeholt werden wird: wer dieses Buch besitzt, darf einen kostbaren Schatz sein eigen nennen." Eckart-Ratgeber

Mit dem Literaturpreis des Württembergischen Goethebundes ausgezeichnet:

Hans Heinrich Ehrler: Gesicht und Antlitz. Neue Gedichte. Kartoniert RM. 2.—

„Fordert Versenkung in stillen Stunden; wer solche ihm widmet, vor dem wird das Buch aufblühen in dunkler reifer Schönheit, und Segen wird von ihm ausgehen." Ostdeutsche Blätter

Klangschöne Strophen umfassender Lebensfülle:

Lenore Kühn: Sang des Lebens. Dichtung in 6 Abschnitten. Gebunden RM. 2.—

„Nur ein durch Kämpfe und Schmerzen zu hoher Lebensreife gelangter Mensch konnte sein Leben von so hoher Warte überschauen. Junge Menschen, in Wirrsal und Zwiespalt der Welt verstrickt, werden ihre eigenen Herzen aus diesem Buche schlagen hören."
Frauenkorrespondenz für nationale Zeitungen

Matth. Claudius: Gedichte. Mit mehreren Bildern. Geb. RM. 2.–

„Mit Liebe und Geschmack ausgestattet, von einem ausgezeichneten die Bedeutung des Dichters erschöpfenden Nachwort begleitet."
Literarisches Zentralblatt

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Achtung!
Preissenkung!

Ab 1. Januar 1935 kostet

Die Christliche Welt

nur noch 4.50 RM.

vierteljährlich

Schriftleitung und Verlag danken allen Lesern für die bewiesene Treue und bitten, auf diese erleichterte Bezugsmöglichkeit in ihren Kreisen hinzuweisen.
Der Verlag schickt gern unberechnete Probehefte an ihm gemeldete Anschriften.
Freunde schenken ihren Bekannten
ein Vierteljahrs-Abonnement zum Fest!

LEOPOLD KLOTZ VERLAG GOTHA

Das schönste und preiswürdigste Geschenk für jede gebildete Frau und jedes erwachsene Mädchen ist die neue billige Ausgabe von

Ina Seidel

Das Wunschkind

2 Bände 1050 Seiten in Leinen geb.
71.–100. Tausend

6.50

In der Tat stehe ich nicht an zu erklären, daß es vielleicht als einziges von sämtlichen Frauenbüchern unsere Zeit überdauern und von Generation zu Generation weitergehen wird als ein Stück großer Literatur. Gabriele Reuter

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

Weihnachtsbücher warten auf Sie...

Schicksalsstunden der deutschen Geschichte. Von Heinrich Bauer. Kart. RM 3.80, Leinen RM 4.80. / Hier wird in dreizehn Kapiteln von dramatischer Gestaltungskraft eine große Schau der deutschen Geschichte in ihren entscheidenden Wendepunkten gegeben. Das Buch ist berufen, ein Volksbuch im besten Sinne zu werden, das begeisternd zu uns spricht und ein neues Geschichtsbild auf völkischer und rassischer Grundlage prägt.

Der Kampf um das geistige Reich. Bau und Schicksal der Universität. Von Dr. Julius Schmidhauser-Zürich. Brosch. RM 7.50, Leinen RM 9.50. / In diesem Buche geht es nicht um die Universität allein, es geht um eine neue, lebendige ganzheitliche Verfassung des geistigen Lebens aus einer letzten Bindung heraus. Mit heißer Anteilnahme und tiefer verstehender Verbundenheit steht Schmidhauser zu der deutschen Wandlung. Eine junge Generation, die der Enge theologischer und kirchenpolitischer Fronten müde ist, wird aufhorchen auf dieses befreiende, vorwärtsweisende Buch Schmidhausers. Deutsche Theologie, Stuttgart

Verlangen Sie unseren ausführlichen Weihnachtsprospekt.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG

Das Weihnachtsbuch!

Stephan Hirzel

Der Graf und die Brüder

Die Geschichte einer Gemeinschaft

Mit einem Bilde Zinzendorfs
367 Seiten / Leinen 4.80 Mark

„Wir stehen nicht an, dieses Buch als das bedeutendste im evangelischen Schrifttum dieses Jahres zu bezeichnen ... in hohem Grade gegenwartsgemäß."
Evang. Bücherdienst

„Allen denen als eine fesselnde und lehrreiche Darstellung eines wichtigen Abschnittes der Kirchengeschichte wärmstens empfohlen, die nicht im Tageskampf die Überschau über das gesamte Schlachtfeld der Kirche verlieren wollen." Die Reformation

„Wie aus unserer Zeit! ... ganz prächtig lebhaft und mit einem fröhlichen Humor ... keine Spur von Weichlichkeit und Frömmelei ... echte und saubere Geschichtsschreibung." Werden und Wirken

Leopold Klotz Verlag / Gotha